Zeitschrift: Beiträge zur nordischen Philologie

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Skandinavische Studien

Band: 18 (1989)

Artikel: Andreas Heusler an Wilhelm Ranisch : Briefe aus den Jahren 1890-1940

Autor: Bandle, Oskar / Düwel, Klaus / Beck, Heinrich

Kapitel: [Andreas Heusler an Wilhelm Ranisch : Briefe aus den Jahren 1910-1914]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-858350

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

1 Vgl. Brief Nr. 81, Anm. 3.
2 Aisl. «weichlich, unmännlich».
3 Aisl. «obszön».
4 Aisl. «Spielleute».
5 Aisl. «über Erwarten schnell».
6 Finnur Jónssons Rez. von Neckels «Beiträge zur Eddaforschung», in: *ZfdPh* 41 (1909), 381 – 388.

83.

Berlin 15. Mai 1910

Lieber alter Freund, deine Karte vorgestern war mir wie ein vertrauter Handdruck; es tat mir wohl, dort im Westen einen Freund zu wissen, der ordentlich besorgt ist beim Gedanken, dass man am Verenden oder vielleicht schon unter dem Boden sei.

Dass ich in den letzten Wochen so schreibfaul war, lag nicht an schlechtem Ergehn sondern hatte seinen besondern Grund darin, dass ich mir zu Anfang April eine Arbeit aufhalste, der ich die zersplitterten halben und ganzen Stunden des Tages opfre. Es ist ein Neudruck des Nl in Simrocks Uebersetzung mit gleichlaufendem Urtext. Die «Tempel-Klassiker» in Leipzig wollen es in geschmackvollem Aeusseren auf den Markt werfen. Ich hab mich eigentlich ein wenig beschwatzen lassen. Anfangs dachte ich, man könne den Urtext wirklich konstituieren, nach den von Braune gefundenen Stammbaumverhältnissen: dies hätte mir Spass gemacht. Aber dann hätte man die Simrocksche Verdeutschung allzu oft ändern müssen; und wer hätte den Ehrgeiz, mit diesem entsetzlichsten aller Uebersetzer zu rivalisieren? So schränkte ich mich endlich darauf ein, die sämtlichen C*-strophen und -lesarten hinauszuwerfen, ferner die inhaltlich oder formal minderwertigen Lesarten der B*-gruppe durch die bessren zu ersetzen, ohne im übrigen die sorglose Mischung der B*-Handschriften zu beseitigen. – Auch so muss nicht gar selten an dem nhd. Text (wenn man ihn so nennen darf) geändert werden; es geht also viel Zeit drauf, aber die Burgonden sind glücklich bei Rüedeger angelangt, und Ende dieses Monats hoffe ich sie zur letzten Ruhe gebracht zu haben.

Það var nú það![1] Mit meinen Osterferien war ich im ganzen zufrieden. Der Grundton war der des wiedergeschenkten leiblichen Wohlbefindens, und dieses verdankte ich ganz unmittelbar dem Eislauf, wozu ich mich zu Anfang der Ferien aufgerafft hatte. Nachdem ich inzwischen 41mal gelaufen bin, muss ich mir gestehn, dass ich diese schwere Kunst nicht mehr lernen werde: meine Lenden sind zu starr, sie wollen die Last der 90 Kilo nicht recht dirigieren; beim simplen Vorwärtslaufen hab ich nur da und dort einmal das Gefühl behaglicher Sicherheit, nur an der Hand der Lehrer geniesse ich die Wonnen dieses unvergleichlich schönen Sportes. Aber mein eigentlicher Zweck war ja die Kasteiung des Fleisches, und die ist mir zuteil geworden. Es ist schon so, dass unsereiner seine einzige Erholung und Erfrischung aus körperlicher Strapaz schöpft; das Training, das ist das Geheimnis; ruhige Ausspannung ist nichts, mehr schädlich als nützlich.

Was du schriebst von der Notwendigkeit, vor Eintritt ins letzte Lebensdrittel eine längere Pause einzuschieben, hat wohl manches für sich. Bei mir wäre der Haken: wenn ich ein Quartal oder länger meinem Leibe lebte, würde ich so geil, dass ich ein Weibchen zur Verfügung haben müsste, sonst verfiele ich in Dinge, für die schon das Alte Testament ein warnendes Beispiel aufgestellt hat; und jene Zugabe wäre aus mehreren Gründen nicht leicht zu beschaffen. Dann aber muss ich doch versuchen, meine gloriose Dozentenlaufbahn óhne diese Pause zu Ende zu führen. Sehr lange halte ich diesen entwürdigenden Rummel hier nicht aus. Dieses Semester wieder ist mir ein lautes Memento demittere; ein Kolleg wie das über altnord. Literaturgeschichte, das ich als Axe meiner Tätigkeit betrachten muss und das wohl nur in Berlin gelesen wird, vor 16 Leutchen zu verzapfen, von denen die Hälfte mehr oder weniger semitische Weiber – : das ist doch wohl kein Daseinszweck, oder? Nun kennst du mich ja und weisst, dass ich die Schuld nicht nur auf irgend welche Verhältnisse schiebe, sondern sie bei mir suche; und ich glaube auch erkannt zu haben, woran es meinem Dozieren fehlt. Item, seit Februar bin ich ein Mann mit Ar und Halm: mein Schwager LaRoche hat mir ein Zipfelchen Land gekauft, ob Arlesheim, 1 ½ Wegstunden südlich von Basel: ein Wieslein mit Obstbäumen, das kurioser Weise 4 % Zinsen trägt. Darauf soll, wenn ichs erlebe, dereinst ein kleines Gehäuse erstehn, worin ich an Berlin wie an einen wüsten Traum zurückdenken will.

Dieser Hintergrund hat – neben dem Eislauf – dazu beigetragen, meine Lebensgeister zu heben.

In den Ferien hab ich ein paar Sächelchen zu Papier gebracht (Rezension von Panzer und Bley,[2] etwas für die Zs.f.d.A.[3]) und in Wilda und anderem Strafrechtlichem herumgelesen. Der dreitägige Besuch Neckels war riesig nett. Neckel kam mir zwar kindlicher, unreifer vor, als ich ihn im Gedächtnis hatte: setzt das Dozieren herunter in Reife, so wie das Studieren dem Primanerzustand gegenüber? Oder hat die schlechte Aufnahme seines Buches seinem Geistesfluge einen Genickfang gegeben? Wie gesagt, ich fand ihn menschlich reizend, aber in seinen wissenschaftlichen Urteilen nicht von der letzten Schärfe. Wir verhandelten viel über seine Eddaausgabe. Er will sie séhr konservativ machen, noch konservativer als unsre EM.; was ja bei den besseren Codices auch möglich ist. Völlig abgeklärt schienen mir seine Grundsätze nicht zu sein. Ohne ein gewisses Lavieren wird es sich auch nicht machen lassen.

An einem Abend war Hecht bei uns und als Vierter von Löwis, der kurländische Märchenforscher. Da schleppte ich die Jugend in den Eispalast und das dortige Cabaret, dessen pikante Genüsse von den verschiedenen Charakteren sehr verschieden aufgenommen wurden. Man war sehr vergnügt.

Von der Reise zu Franck in den Rheingau hab ich dir schon kurz berichtet.[4] Man lernte Franck dabei als Schlossherrn und Kellerbesitzer kennen; aber für beides hat er gar keinen Stil, er bleibt das fadenscheinige Jüdlein; gar kein Relief. Die Farce mit der Akademie-Aktion haben wir alle drei mit verständnisvollem Lächeln durchgespielt; wir fielen nie aus der Rolle. Roethe verreiste schon den Abend, ich soupierte noch bei Francks unter einem Chorus von 10

jungen Dämchen, Jüdlein und adligen Gutsnachbaren, die ich mit jenem Gedankenleserscherz erfolgreich amüsierte. Am Tag darauf hatt ich mich zu Panzer eingeladen. Er bewohnt mit Frau und Kindern ein nagelneues Häuschen auf kahler Wiese, gegen den Taunus zu. Das Milieu mutete mich bald sehr traulich an. Panzer und seine Frau stammen aus einem kleinen böhmischen Orte in der Egerer Gegend, hoch im Erzgebirge, zum Heil sind beide evangelisch und haben damit eine gewisse Reinlichkeit und Gradheit des Denkens und Fühlens, wie ich es bei Römlingen nicht kenne. Síe hat mehr österreichisch-Sinnliches, Südliches in ihrem Naturell, wenn auch sehr gedämpft, gekühlt, nicht mit dem Wiener Wesen zu vergleichen, aber doch eine gewisse Anmut, die ich in dieser Weise núr bei den Oestreicherinnen gefunden habe. Er ist herber, sieht zunächst äusserlich aus wie ein Asket, halb Wüstenprediger, halb Dorfschullehrer: aber, abgesehn von der Brille, die híer entschieden stört, keine unschönen Züge. Auch in seinem Reden ist er anfangs etwas spröde, gehalten, nicht hemdsärmlig. Aber man merkt ihm gleich an, dass er das rein menschliche Bedürfnis hat, wirkliche Berührungsflächen mit dem Andern zu finden; er ist unangekränkelt von geistreichelnder Selbstgefälligkeit und gesellschaftlicher Flüchtigkeit. Etwas Treuherziges und Einsames liegt am Grunde seines Wesens.

Schon nach auffallend kurzer Zeit sprach ich ihm recht offen von Erlebnissen, die ich nicht jedem vorlege, und war überhaupt so weit mit ihm in gegenseitigem Ertasten, wie ich z. B. mit Roethe, auch Brandl, in 10 Jahren nicht gekommen bin. Ein lieber, kindlicher Humor brach nun bisweilen bei ihm aus. In summa: ich finde ihn als Menschen noch anziehender wie als Schriftsteller: in seinen Büchern berührt mich bisweilen ein gewisser melodramatischer Klang nicht ganz gebildet und rein: davon spürte ich in seiner Unterhaltung gar nichts.

Die Anzeige seines Bw. hatte ich schon vorher geschrieben; ich kam also nicht in Gefahr, unter dem günstigen persönlichen Eindruck den Kurs zu verlieren! Deine Worte über das Buch zeigen mir, dass du Panzern als Ganzes viel tiefer einschätzest als ich. Dein Lob begrenzt sich eigentlich darauf, dass er einen gefälligen Stil schreibt und dass er ein emsiger Stoffträger ist. So wirst du finden, dass meine Rezension viel zu sehr ins Lobeshorn tute. Die grundsätzliche Stellung der Heldendichtung zum Märchen fasse ich ziemlich so auf wie Panzer.

Einig sind wir in der niedrigen Wertung der Mogkschen Menschenopfer. Der Mangel an primitiver Logik bei diesem Autor macht mir das Lesen seiner Werke zur Pein. Man traut ja ungern seinem Schriftsteller zu, dass auf jeder Seite ein logischer Riss klaffe; man hälts zunächst für eigne Unaufmerksamkeit, man liest also die frühere Stelle nocheinmal, zum drittenmal, man konfrontiert sie mit der spätern – : um sich endlich gequält zu gestehn (wie mein weiland Französischlehrer sagte): oder ich bin verrückt, oder du bist verrückt! Wie da zum Schluss, beim Strafrecht, Mogk die sophistischen Purzelbäume der Juristen mitzumachen sucht, ist kostbar! Es steht ihm seltsamlich an. Und nun stell dir vor!: da ist es Mogken widerfahren, dass ihn der grosse Binding, der «Strafrechtslehrer» (so wie man von 4 Kirchenlehrern spricht) zitiert mit

den Beiworten «lichtvoll» und weiss Gott was noch! Mogk lichtvoll – ! Díese Sünde kann ich meinem väterlichen Freunde Binding níe verzeihen; das ist noch schlimmer als sein Kriechen vor den Ferschtlichkeiten beim Leipziger Jubilaeo.

Aber bezeichnend weichen wir in der weiteren Folgerung ab: Du sagst: ein der Aufhellung bedürftiges Problem ist durch Mogk unzulänglich angefasst worden. Ich sage: eine altbekannte und plausibel erklärte Sache versucht Mogk krampfhaft nocheinmal aufzuquirlen, damit sie nochéinmal ein paar Tropfen Schaum abgebe.

Inzwischen hat auch Richard Moritz den Quirlstab geschwungen und eine Religionsgeschichte zutage gefördert, deren Dicke zunächst einfach beleidigend wirkt. Ich habe nur hineingenascht und konstatiert, dass es der echte R. M. ist! Die Zitatenkokette, ich glaube noch schlimmer als früher! Irgendwo bringt er eine Note: über die Hávamál habe er das Treffendste an abgelegner Stelle gefunden; folgt ein Satz eines Franzosen, so banal wie denkbar: das Ganze nur, um das «abgelegene» Buch an den Mann bringen zu können! Ich kann nur zum Teil lachen über ein solches Gebahren; gleichzeitig erregt es meinen sittlichen Ekel – es sollte zu den stillschweigenden Voraussetzungen des Anstandes gehören, dass man so etwas nícht tut.

Auf Edw. Schröders mythische Revelationen bin ich begierig; die mitgeteilte Probe waffnet mit Mistrauen.[5]

Den Meissner bitte ich zu behalten; vielleicht kannst du ihn einmal verschenken – obwohl Abnehmer schwer zu finden sein werden! Thümmels Tempel besass ich separat, habs aber leider an einen Studiosum verschenkt.

Ich arbeite ziemlich täglich ein wenig an Strafrechtlichem – in der Richtung des früher Angedeuteten: Verbrechensfolgen in den Ísl.ss. (diesen Titel würde es bekommen, wenn es zu etwas gedeiht, was noch unsicher ist). Die Kategorien glaube ich jetzt einigermassen zu besitzen, sodass ich die Sagas selbst achtsam daraufhin durchackern kann. Die mir bisher bekannten Arbeiten haben die Frage noch nicht von dér Seite gestellt; nur schwebt das Damoklesschwert über mir, dass der demnächst erscheinende 5te Band von Maurers Nord. Rechtsgeschichte die Sache schon rubriziert hat; und die blosse Verschiedenheit der Beleuchtung würde einen Aufsatz darüber nicht rechtfertigen. Mein Vortrag in der Akademie wird erst Ende Oktober stattfinden; sonst hätt ich dieses Thema nicht wählen können. Hoffentlich bin ich bis Ende Semesters so weit, dass ich wenigstens weiss, ob der Gegenstand formungsfähig ist oder nicht.

So, jetzt will ich zu den Nibelungen und Gîselher verloben. Die Aussicht auf die ruhige Pfingstwoche stimmt fröhlich. Überhaupt – ich bin dem Leben versöhnter als seit drei Jahren! Le patinage a fait des merveilles. Und noch einiges Andre – worüber z. T. mündlich. Also Anfang Juli sieht man euch. Könntet ihr nicht eine Mahlzeit bei mir nehmen? Das wäre gemütlicher als dieses Restaurantsumpfen. Die Kinder hindern keineswegs; Bertha wird sie vortrefflich in Pflege nehmen.

Noch eines: ermutige Ziller, nach Duisburg zum Bachfest zu gehn, 4. – 7. Juni! Es ist ein Programm von solcher Herrlichkeit, dass ich sogar, von Berlin

aus, nicht widerstehn kann. Und nun er, so nah wie ers hat! Ich hoffe bestimmt, ihn dort zu sehen. Vergiss es nicht!

Grüss Olga freundlich und schüttle deinen Katarrh ab!

In alter Anhänglichkeit

And.

1 Aisl. «soweit das».
2 Vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 198 u. 200.
3 Vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 193.
4 Aus dem (nicht abgedruckten) Brief vom 3. März 1910 geht hervor, daß die Deutsche Kommission der Preuß. Akademie als Kuratorium des *Rheinischen Wörterbuchs* beabsichtigte, bei dessen Leiter Johannes Franck zu intervenieren, um ihn zu vermehrtem Einsatz zu bewegen. Heusler schreibt dort: «Um den 9ten April muss ich vielleicht nach Bonn, um mit Roethen, d.h. wohl eher als Zuschauer, auf Franck einzureden. Roethe will ihm von seiner Tatkraft einhauchen».
5 Gemeint ist wohl Edw. Schröders Aufsatz: Über germanische Sakralaltertümer, in: *Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine* (1910), 471 – 474. S. aber auch Bibliographie E. Schröders 1934.

84.

Berlin 17. Juni 1910

Lieber Freund, bis zu eurem Kommen dauert es noch lange genug, dass man noch einen Brief kann fliegen lassen. Ich freue mich lebhaft auf euern Familienbesuch. Also am Sonntag in 14 Tagen um die Mittagszeit kommt ihr angestiegen; ich hoffe, meine Wohnung bewährt sich als Ausruheplatz für Olga, als Spielplatz für die Kinder, als Plauderplatz für uns Alte alle zusammen.

Hat Olga besondere Wünsche, den Küchenzettel oder sonstiges betreffend, so bitte ich, es mich wissen zu lassen.

Deine Pläne mit Wissenschaft und Schule sind in ein neues Stadium getreten. Und zwar scheint es sich um mehr als eine vorüberwandernde Stimmung zu handeln. Während du mehrmals daran dachtest, deinen ganzen Idealismus auf deinen Literaturunterricht zu werfen und die nordische Wissenschaft, wenn auch tränenden Auges, zurückzuschieben, geht jetzt der Kurs in der andern Richtung: du sprichst von Weiterwursteln in der Schule und vom Verwenden der freien Zeit auf die germanistischen Dinge. Du weisst, dass solche Aeusserungen mir lieblich im Ohre klingen. Und ich hatte ja schon immer den Verdacht, dass deine Ansprüche an dein eignes Schullehren übergrosse sind, – so denke ich mir auch das «Weiterwursteln» nicht ärger, als der sehr gute Durchschnitt bei deinen Kollegen sein wird.

Meine Ueberraschung fängt an bei deinem neuerlichen Vorsatz, an einer Universität zu dozieren. Wohlbemerkt, weil du nicht mehr auf eine künftige Professur zielst, die dich ganz der geliebten Wissenschaft schenken würde; du denkst nur an Privatdozenten und nachher evt. Honorarprofessor: also das Schuljoch bliebe bestehn, du würdest ihm nur das Dozieren zugesellen. Ich bewundere die Jugendlichkeit, die Spannkraft, die darin liegt! Du hast den

Drang, deine wissenschaftlichen Gedanken mündlich zu propagieren. Du willst auf Jugend einwirken. Allerdings sprichst du auch dávon, dass das Dozieren als Zwang auf dich wirken solle, und dass du docendo discere wollest. Also die vermehrte schriftstellerische Produktion als Endziel. Wir müssen uns darüber mündlich unterhalten. Vorläufig traue ich dem Landfrieden nicht ganz. Wärest du bisher ein stiller, verhockter Privatgelehrter gewesen, dann könnte ich dem Wunsche besser nachfühlen, dass du dir Anfeuerung verschaffen willst durch eine redende, lehrende Tätigkeit. Aber gelehrt hast du schon immerzu. Du wirst seine allgemeine Wirkung nicht überschätzen. Dass du müheloser lehrst als ich, und dass du beim Lehren mehr körperliches Behagen spürst, glaube ich ohne weiteres. Aber hast du denn sóviel expansive Kraft, dass du glaubst, das Lehren steigere deine Forschertätigkeit? Du weisst, ich traue euch Preussen viel zu; aber hier muss ich erst von dir bekehrt werden. Wie denkst du dir die Zeitverhältnisse?: die freien Stunden verschluckt dann auf Jahre hinaus das Vorbereiten der Kollegs – und dóch soll das wissenschaftliche Schreiben einen Gewinn davon haben?

Aber fürchte nicht, dass ich dir als Schwarzseher deine Pläne verekeln werde. Ich werde mich willig von dir herumkriegen lassen. So etwas kann man nur mündlich erschöpfen.

Meine Berufsklagen waren diesmal nicht so klagelîch intoniert. Als ein mich zu Boden drückendes Joch hab ich ja eigentlich meine Dozentenstellung nie empfunden, oder nur stundenweise. Du hast Recht, mein Amt hat grosse Vorteile; ja ich wüsste, so wie die Einrichtungen einmal liegen, nirgends eine Berufsstellung, die mir besser aufm Leibe gesessen hätte als meine Berliner Stelle. Das hindert ja nun nicht, dass man sich die Frage vorlegt, wieweit man sich eigentlich als Dozent bewährt hat. Zwanzig Jahre werdens jetzt, dass ich diese Tretmühle trete: Zeit genug, Beobachtungen zu sammeln und ein objektives Urteil zu ermöglichen. Hierbei muss man bedenken, dass ich nicht nur nordische Sonderfächer lehre, sondern auch eine ganze Reihe allgemein-germanistischer, die man nicht zu den ganz unwichtigen stellen muss: Heldensage, Mythologie, Metrik, Phonetik. (Von der Phonetik, die gut besucht war, sehe ich hier ab, da sie in meinem Dozentenkreislauf eine kleine Rolle spielte.) Sodann darfst du nicht die numerischen Massstäbe anlegen, die vor 25 Jahren galten, als wir beide die Bänke hiesiger Hochschule drückten. Es hat sich mächtig geändert seither. Du lieber Gott, damals las Scherer, der berühmte Scherer Einführung in das NL vor 45 Mann. Hoffory fand es erträglich, dass wir Dreie in seinem grössern Eddakolleg sassen, und fand es schön, als er in der Nord. Grammatik 12 – 15 Hörer hatte. Heute lesen unsre Grossen ihre Privatimkollegien vor 2 – 300 Mann, ihre Publica vor 5 – 800. Junge Dozenten wie Baesecke sind an Hörerzahlen wie 100, 120 gewöhnt. Ziehe ich alle Faktoren in Rechnung (womit ich dich nicht aufhalten will), so komme ich ganz sachlich zu dem Ergebnis, dass meine allgemeingermanischen und z. T. auch die nordischen Vorlesungen *dreimal so viel* Hörer haben müssten, wenn ich mich als guten, geschätzten Dozenten bei der Studentenschaft zur Geltung gebracht hätte.

Imbesondern verdient Beachtung, dass seit etwa 6 Jahren (oder länger) meine Hörerzahl nicht wächst. Normalerweise müsste sie das tun.

Da ich die Ursache hiervon nicht in irgend einem óskǫp[1] suche, sondern in mir selbst, so ziehe ich den Schluss, dass es für alle Beteiligten gut ist, wenn ich nicht mehr allzu lange doziere. Mitunter, so zu Anfang der Semester und auch etwa mittendrin einmal, wenn die Bänke gar zu leer klaffen, nimmt diese sachliche Erkenntnis die Gestalt eines «Moralischen» an, eines verstimmenden demütigenden Druckes. Das richtige Gegengewicht wäre, dass ich das Lehren wurstig nähme. Aber das vermag ich nicht: ich bin zu nervös dazu – nach einer effektiv schlecht vorbereiteten Stunde hab ich zu saure Nachgeschmäkke. Ich nehme es also, notgedrungen, viel zu ernst und genau mit den Collegiola und bin mir bewusst, dass ich z. b. meinen weiblichen Hörern in der anord. Literaturgeschichte russischen Kaviar verzapfe, wo auch irgend ein heimischer Schmer den Dienst täte.

Kurz, und ohne Beschönigung gesagt, ich bin mir völlig klar darüber, dass zwischen meinem äussern Beruf und meiner Begabung und Neigung eine Dissonanz besteht.

Die zwei Kronzeugen aus Göttingen muss ich auf 50 % reduzieren: es ist der eine Frank Fischer, Autor der Lehnworte, der mir wohl wirklich wesentliches verdankt.

Nun aber, was sagst du zu diesen ehernen Tatsachen, die mir vor einiger Zeit visionsartig aufstiegen: geben sie nicht sehr zu denken? Ich stelle sie in ihrer nackten Realität hin; kommentiere selbst!

Leute, die «bei mir» ihre Diss. machten oder zu machen suchten	Späteres Schicksal derselben:
Paetzel, Variation etc.	hat jetzt, nach ca 4 Jahren, die Dissertation immer noch nicht zu Ende gebracht
Gotzen, Bárðar saga	ist vom Nordischen ab und in die rheinische Lit. des 16. – 18. Jhs geraten.
Frank Fischer, Lehnwörter	ist zur Juristerei umgesattelt
Martin Kochs, Kviðuháttr[2]	sprang von dem Thema ab und von der Philologie und wurde Pfäfflein, wurde später wieder Germanist in Bonn, ohne Kviðuháttr.[3]
Rotter, Schnaderhüpfeln	ist zur Musikgeschichte umgesattelt.
Sönderop, eddische Komposita	hat seinen lebhaften Wunsch geäussert, von der Philologie abzugehn, und hat sich seit März nicht mehr gezeigt.
Polak, Sigfridsagen	bisher noch nicht umgesattelt: Stolzstück der Heuslerschen Schule!

Olriks Buch[4] lese ich ganz con amore, mit Auszügen und reiflichem Durchdenken. Ich bin erst etwa 50 Seiten vorwärts gedrungen und kann über den Gesamtwert nicht urteilen. Doch bin ich geneigt, dir zuzustimmen, wenn du keine Abnahme der Kraft gegen Band I gewahrst. Ich kann mir nicht verhehlen, dass ich, der Leser, anders geworden bin in den 7 Jahren. Diese unschattierte Begeisterung kann ich nicht mehr mitmachen. Von der patriotischen und moralischen Erwärmung zu schweigen, auch diese ästhetische Wonne wirkt jetzt als etwas fremdes auf mich. Ich komme nicht über den Eindruck hinweg: man trägt diese Herrlichkeiten in das Ingeldslied erst hinein; es ist künstlerischer Selbstgenuss, Auto-Érotisme. Ein Satz wie S. 31: «Efter sin kunstneriske form maa Ing.kv. tilhøre heltedigtningens bedste tid»[5] sagt mir nichts mehr. In summa: es ist mir zu viel Milch der frommen Denkart in dem Buche; zu wenig heimliche Bosheit.

Aber sjálfsagt,[6] das ist die Veränderung in mir und tastet den Wert des Buches nicht an.

Um einen sachlichen Punkt zu nennen: hältst du die überraschende Deutung der Beow.-episode S. 37 ff. für möglich?

Immer schmeckt Olrik wie Nektar neben dem Getränk, das einem Boer in seinem ebenso dicken Bande vorgesetzt hat: Ermanarich- und Dietrichsage. Der Wahnwitz hat darin seinen Gipfel erreicht. Die Þiðr. s. ist jetzt, ausgesprochenermassen, die Bibel, in der kein falsches Wort steckt; die mhd. Epen sind «die späten, verwilderten Quellen», die jungen Entartungen usw. Eine gotische Sage in hochdeutschen Landen hat es überhaupt nie gegeben; Norddeutschland bildete mit Skandinavien zusammen den Austauschkreis. Lass dir einen kostbaren Satz zitieren: «Der name der burg (Bakalar) bestätigt also, was auch ohnehin schon feststeht, dass die Gestalt (Roðingeir) norddeutschen Ursprungs ist. Später ist die burg in den süddeutschen Gedichten nach dem südosten verlegt worden; es ist möglich, dass diese dichter an Pöchlarn an der Donau gedacht haben ...»

Das dicke Buch bezeichnet fast auf der ganzen Linie einen Rückschritt hinter Jiriczek. Es hat pathologisches Interesse, wie der rabulistisch scharfsinnige Kopf vor kéinem Gewaltakt zurückschrickt, seine Idiosynkrasie, den Vorrang der Þiðr. s., durch alle Hindernisse durchzureissen.

Ich sage Gute Nacht und auf Wiedersehen!

In alter Freundschaft dein

And.

1 Aisl. «Verhängnis».

2 Skaldisches Versmaß (mit Wechsel drei- und viersilbiger Verse).

3 Es scheint sich um Matthias Kochs zu handeln, der 1911 mit einer Dissertation *Die Ethik der Edda* doktorierte, der Vorname Martin dürfte auf einem Gedächtnisfehler Heuslers beruhen.

4 *Danmarks Heltedigtning,* Bd. 2, 1910 (s. Register).

5 Dän. «nach seiner künstlerischen Form muß das Ingeldslied zur besten Zeit der Heldendichtung gehören».

6 Isl. «selbstverständlich».

85.

Berlin 16. Okt. 1910

Mein lieber Freund, du beschämst mich wieder einmal durch deine Briefe, die ohne meine Antworten abzuwarten meine Einsamkeit befruchten. Hab Dank! Es war mir eine wahre Freude, dass ich die paar Plauderstunden mit Olga haben konnte. Wir konnten so Manches austauschen, was einem nach diesem für euch schweren Jahre aufm Herzen lag, und was sonst altbacken und schal geworden wäre. Ich bewunderte, wie Olga eine gewisse gleichmässige (und zwar hohe) Spannung des Gemütes festhält: man ist bei ihr sofort über die Trivialitäten des Alltags hinaus und auf dém Boden, wo der befreundete Ménsch zum andern spricht. Alle Achtung, wie sie nach der langen Nachtreise nichts Träges und Zerflossenes an sich hatte! Man hätte sie tale quale in eine Gesellschaft einführen können. Und wie sie mich en passant aufforderte, einen alten Mozart und Bach mit ihr zu spielen, das hatte eine Grazie seltener Art! Du wirst dich natürlich hüten, diese Worte ihr mitzuteilen! man darf Frauen nicht verwöhnen.

Heute darfst du keine ausführliche Antwort erwarten! Aber es hat mich schon lange gedrängt, dir wenigstens zu bezeugen, dass ich noch lebe und webe, potius schreibe.

Ja, Rich. Moses steht mit den agerm. goð[1] wirklich zu wenig auf Du, als dass er uns Viel von ihnen verraten könnte! Wenn man solch ein Pudendum wie dieses Buch liest, sagt man sich: wie anders sind doch diese publizistischen Naturen angelegt! díe Naturen, die bei jedem Gedanken, der ihnen durch den Kopf geht, sogleich sich fragen: wie mach ich daraus ein Buch, oder wenigstens einen Aufsatz, oder allerwenigstens eine «Miszelle»? Denen etwas Gedachtes überhaupt erst wertvoll wird dadurch dass sies für die Oeffentlichkeit ausmünzen! Mir geht es leider umgekehrt (und das ist für einen Schreiber auch böse): wénn ich einmal einen guten Gedanken zu haben glaube, reut er mich für die Oeffentlichkeit.

An Wörners 2. Bande[2] misfiel mir auch eine gewisse Uneinfachheit. Er íst ja geistreich, und er schréibt ja einen herrlichen Stil. Aber er will manchmal interessanter sein als sein Objekt. Das ist nicht gut. – Uebrigens hat er diesen zweiten Band mit Unlust geschrieben; er sehnte sich schon aus der wissenschaftlichen Schreiberei hinaus: mag sein, dass dieser Zwang zu der forcierten Geistreichigkeit führte.

An «Schule A. Kerr» dürfen wir wohl nicht denken: Wörner ist alt und Manns genug, um nicht von dem viel jüngeren und viel schwächeren Zeitungsfatzge lernen zu müssen.

Dass du die Hálfs saga bis nahe zur Ausbrütung gebracht hast, ist schön. Jetzt bitt ich dich: stell dir keine fernen Termine, die bei diesem unvoluminösen und dir so vertrauten Stoffe keine Berechtigung hätten! Sondern sag: bis Weihnacht ist die Reinschrift fertig, usw. Du sprichst mehr als gut ist von bösen Dingen wie «geistiger Potenz»; damit ist es doch immer eine sehr relative Sache. Wir Selbstkritischen, Skrupulösen kommen wohl, ehrlich gesagt, bei unserm wissenschaftlichen Forschen séhr selten zum Gefühle einer ent-

schiedenen, unleugbaren Erektion. Aber ich stimme dir ganz bei: nach langem Uebersetzen musst du einmal eine Probe eigenen Schaffens deinen Kollegen wieder vorlegen, das erhöht deinen Appetit, Blutumlauf p.p. Und bei Hálf siehst du ja also klar vor dir, was du zu sagen hast.

Der betr. Aufsatz von Gaston Paris steht Zs.d.Ver.f.Volkskunde Bd. 13.[3]

Zu dem Septemberbrief bemerke ich noch: So gánz klar, wie weit du eigentlich mit Panzer mitgehst und nicht mitgehst, ist es mir immer noch nicht geworden. Dein Zweifel, ob das vóllständige Bärensohnmärchen das prius, der «Ausschnitt» (im Bw.) das posterius sei, wird bestärkt durch von der Leyen, der die Vermutung hegt, diese langen, romanartigen Märchenkompositionen seien erst etwa seit dem 10. Jh. zustande gekommen. Eine Ansicht, die gewiss a priori viel einnehmendes hat. Ob sie sich erweisen lässt? Damit wäre uns ein Dienst geleistet.

Ja, für eine Revision Mogks in dem von dir dargelegten Sinne reicht eine Anz.-Anzeige unbedingt hin!! Zaubere dir nun nicht das Gespenst vor, eine solche Neuordnung der Zeugnisse erfordere einen ganzen Band. Sie lässt sich auf 8 Druckseiten gut und gern bewerkstelligen; aber auch wenn du 24 brauchst, wird sie dir Edward gerne gönnen. Du brauchst ja nicht bei jedem angezogenen Werke anzugeben, in welchen Handschriften es überliefert ist.

Also, bitt scheen, heraus mit den revidierten Menschenopfern![4]

Du grosser Optimist, du glaubst, ich sei «zu Rande» mit dem Saga-Strafrecht! Da hab ich mehr und mehr die Segel einziehen müssen. D.h. vor etwa 2 Wochen oder länger machte ich mir endgiltig klar, dass ich bis zum 27ten nichts Druckfähiges fertig haben werde. Das war mir eigentlich eine Erleichterung. Den Stoff für den Vórtrag hab ich so ungefähr beisammen; bleibt noch die Disposition.[5]

Aber ich hätte freilich Lust, die Materie dann auf dem Amboss zu behalten und sie bis zur Druckerei zu fördern. Dass die Fragestellung (wie stellt sich in den Ísl.ss. die Verbrechensfolge dar, und wie weicht dies von der Grágás ab? – und nicht umgekehrt: wie ist das offizielle Strafrecht in der Grg. und wieweit wird es durch die ss. bestätigt?) – dass diese Fragestellung fruchtbar ist, bestätigt mir der eben erschienene Nachlassband von Maurer,[6] der dem isl. Strafrecht gewidmet ist und auf 820 Seiten, mit der ganzen «unerbittlichen Ausführlichkeit» Maurers, wie Müllenhoff sie nannte, die Sache durchkäut. Ich hatte keinen schlechten Schreck, als mir das Buch vor 5 Tagen zukam: sollte nun all dein Erschuftetes umsonst gewesen sein? Aber bei der Lektüre glätteten sich die Sorgenfalten auf meiner Stirn mehr und mehr. Einiges wird durch Maurer befruchtet; einiges hat er erledigt, sodass mein Hinweis auf ihn genügt: aber in dem allermeisten berühren wir uns kaum, bezw. stehn wir auf dem ungleichen Boden der Betrachtung.

Díe Gesichtspunkte, die mich anfangs zu dem Thema gelockt hatten, sind mir allmählich in den zweiten Rang getreten: die Frage, wie das «altgermanische» Strafrecht von den Sagas her zu beleuchten und unter Umständen umzuzeichnen ist. Die Hauptarbeit ist vielmehr, den Mechanismus in den Sagas selbst einigermassen vollständig zu buchen, wo es erwünscht ist sogar mit statistischen Angaben (z.B. wieviel Prozesse kommen bis zum dómr,[7] wieviel

werden nach der sætt[8] umgebogen?). Dem so Ermittelten ist dann das Verhalten der Grg. gegenüberzustellen und die Gründe der Abweichungen mit gebührender Vorsicht zu nennen.

Notwendig ist eine gründliche Durchgehung der Sturlunga saga; eine Arbeit, die nach Wochen zählen wird. Und so manches Andre. Also wénn der Schmiedeeifer bei mir vorhält und wenn mir von aussen Atemfreiheit gelassen wird, dann kann vielleicht bis Ende Winters etwas entstanden sein.

Zwar kam in diesen 6 Wochen verschiedene andere Arbeit dazwischen: Genzmer mit seiner Eddaübersetzung, wozu ich die Einleitungen für Bd. 1 machte; Diederichs mit seinem Entwurfe für die «Altnordische Bibliothek» (oder wie das Monstrum heissen soll),[9] und Sagaübersetzungen von einem Quidam in seinem Dienste musst ich begutachten; dann die Korrekturen von Hoops-Trübner. Also auf das Criminelle war ich nicht beschränkt. Dennoch – ich machte mir einmal wieder klar, wie erbärmlich meine Arbeitskraft ist! Ich glaube nicht, dass ich éinen Tag hatte, wo ich mit wohligem Beifallslächeln Schicht machte abends. Die Hand, aber auch der Steiss und das Hirn haben wirklich nicht die erforderlichen Eigenschaften!

Das Semester soll wieder erfrischend wirken, oder besser: abspannend. Denn dieses Kneten an einem mir doch recht fremden Stoffe hat etwas Unbehagliches. An die Collegia denk ich möglichst wenig Zeit wegzuwerfen.

Kannst du mir Bugge, Sagaskrivning, bis Anfang nächsten Monats zurückschicken? Ich möchte es gern für die Vorlesung noch einmal durchgehn.

Dein Gedanke mit Moes Kleinen Schriften[10] ist gar nicht übel. Wir wollen ihn im Auge behalten.

Von den Jubeleien[11] hab ich nichts mitgemacht. Es sei denn, dass du ein Dîner bei Brandl als etwas rechnest, wozu etliche Amerikanerjubilanten aufgeboten waren. Hübner war vorgestern bei mir zu Tisch und hat mir alles Nötige erzählt. Jetzt ist man doch die Sorge um Erich los!

Lebwohl, mein Alter! Grüss Olga und halt mir den Daumen für meine Verbrechensfolgen! Sempre

And.

1 Aisl. «Götter».
2 R. Woerner, *Henrik Ibsen,* 2. Bd., 1910 (vgl. Register).
3 Die undankbare Gotik, *ZfVkde.* 13 (1903), 1 – 24, 129 – 150.
4 Eine Rezension des Mogk'schen Werks (einschl. Duplik zu Mogks Polemik) erschien dann in der *DLZ* 32 (1911); s. Ranischs Schriftenverzeichnis Nr. 45 u. 46.
5 S. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 191.
6 Bd. 5 der *Vorlesungen über altnordische Rechtsgeschichte, Altisländisches Strafrecht und Gerichtswesen,* Leipzig 1910.
7 Aisl. «Urteil».
8 Aisl. «Vergleich» (bei Gericht).
9 Die Sammlung *Thule. Altnordische Dichtung und Prosa,* 24 Bde., 1912 – 30 bei Diederichs in Jena.
10 Ranisch dachte offenbar an eine Sammlung von Moes Aufsätzen in deutscher Übersetzung; die Idee wurde aber nie verwirklicht.
11 Feiern zum 100jährigen Jubiläum der Universität Berlin.

86.

Berlin 1. Dez. 1910

Lieber Freund, vorhin war ich Biograph Olriks, d.h. ich habe den Antrag seiner Ernennung zum korrespondierenden Mitglied der Akademie niedergeschrieben – endlich! nachdem mich Roethe schon im Mai dazu gedrängt hatte. Die aufgeschobene Sache wirkte mehr und mehr als Alpdruck auf mich, und jetzt, wo ich sie in etwa 4 Stunden erledigen konnte (immer noch lächerlich lange Zeit für den Wisch!), finde ich mich recht dumm, dass ich mir das nicht vor Monaten schon vom Hals schaffte.

Olriks Grösse ist mir beim Schreiben fast niederdrückend aufgegangen. Was sonst den erheblichen Gelehrten macht, nämlich die grosse Gelehrsamkeit, das vergisst man bei einem Encomium auf Olrik beinahe, weil seine motorischen Begabungen so augenfällig sind.

Nun müsste mir nur passieren, dass es heisst, die Zahl der Korrespondierenden sei besetzt! (es werden ja fortwährend neue ernannt). Dann hätt ich die Strafe für meine Trödelei!

Morgen geht eine Sendung von Doubletten an dich ab. Dabei auch die Anzeige von Boers Ermanarich.[1] Schreib mir doch offen, wie du sie findest, ob zu scharf, ob zu schwebend-motivlos usw.

Hoffentlich ist dein lauernder Katarrh nicht zum Ausbruch gekommen! Hättet ihr in Osnabrück einen Eispalast, so täte er dir vielleicht auch gegen dieses Halsübel gut. Es ist unglaublich, wogegen mír alles der Eislauf hilft: z.B. die Würmelîn spielen keine Rolle mehr seit dem letzten Frühjahr. Auch Schlaflosigkeit gibts kaum. Nur eben der Erzfeind, der Schreibkrampf, der sitzt geborgen in seiner Höhle und liesse sich wahrscheinlich nur durch Schlittschuhlauf mit den Armen vertreiben! Das Schlimme ist aber, dass man mit diesem Eise eine Heidenzeit vertut: wenn ich nur dreimal die Woche hingehe, so fühle ich mich jedesmal wieder als Anfänger und komme erst nach einer Stunde recht in die Balance hinein; und dann will man doch noch seinen Genuss von der Sache haben und bleibt länger – und da ist gleich der Vormittag vertan! Aber ich bráuche etwas derart als Gegengewicht gegen die Depressionen des Schreibkrampfes, Gott bessers!

Zum ausgiebigen Arbeiten an den Verbrechensfolgen bin ich seit Semesteranfang nicht gekommen. Nur aus der Sturlunga saga hab ich ca. 250 Seiten exzerpiert. Sie bleibt zwar ausserhalb des eigentlichen Materials; aber in einem Schlussabschnitt muss sie zur Vergleichung herangezogen werden; es fragt sich, wieweit sie eine Brücke bildet von den Zuständen der Sagazeit zur Grágás, wieweit sie evt. die Sagas bestätigt in ihrem Widerstreit mit der Grágás u.a.m. Dieser Widerstreit ist nämlich bedeutsam und keineswegs bloss aus Ungenauigkeit der Sögur zu erklären: ich hoffe, nachweisen zu können, dass die Sögur in vielen Dingen die älteren Zustände bewahrt haben.

Etwas Gutes hatte diese Arbeit für mich: sie hat mir die Sögur so scharf eingeprägt, wie ich sie noch nie vor mir hatte. Der persönliche Reiz einiger Sögur ist mir jetzt erst recht aufgegangen. In manchen von ihnen sind ja die Rechtshändel das eigentliche Rückgrat, und wenn man íhnen besondere Beachtung

schenkt, so hat man so recht die Saga vor sich. Nur schade! bei meinem Hundegedächtnis wird diese Frucht nicht lange hängen bleiben!

Zu den Abhaltungen des letzten Monats gehörte ein viertägiger Logierbesuch Björn M. Ólsens. Auf welch krähwinklige Weise er sich bei mir ankündigte, sei künftigem Gespräch aufgehoben; es war in der Tat putzig. Herra Björn ist ein wohlbeleibter, wuchtiger Sechziger, etwas asthmatisch – so heissen doch die, die das Atmen und die angrenzenden Funktionen mit merklichem Geräusch vollziehen? Er hat einen grossen, wohlgebildeten Kopf, das Gesicht erinnert teils an Max Lenz, teils an Bismarck, teils auch wieder an irgend einen wackern Bauer, dem man auch schon irgendwo begegnet ist. Éin Uebelstand stellte sich gleich in den ersten Minuten heraus: er spricht das Deutsche mit grosser Beschwer (wiewohl er es in den Briefen mit einer gewissen Koketterie anwendet); ich hatte so grosses Mitleid mit seinem Bemühen, dass wir rasch zum Dänischen übergingen, und díeses wiederum muffelte er so undeutlich herunter, dass ich bis zum Abend des zweiten Tages wie ein Häftlimacher[2] aufpassen musste und sicher oft eine töricht unverstehende Antwort gegeben habe. Dazu hielt er mir gleich beim ersten Essen einen eingehenden Vortrag über die Politik des heutigen Island: ein so interessantes Thema, dass ich es gern erst später behandelt gesehen hätte, als mein Verständnis des Björnschen Dänisch schon erstarkt war.

Im übrigen sprachen wir begreiflicherweise am meisten über fachliche Dinge. Björn ist, wie fast alle Isländer, ein grosser Disputator und eifriger Recht-haber. Er ruht und rastet nicht, er will den Andern überzeugen: wir Grossstädter haben uns ja angewöhnt, es dabei bewenden zu lassen, dass die beidseitigen Meinungen exponiert werden: Bekehrung erwarten wir nicht, wenigstens nicht im Augenblick. Eine Hauptstreitfrage war die aisl. Geldwährung. Zum Glück hatte ich kurz vorher den Valtýrschen Aufsatz[3] wieder einmal gelesen, war also orientiert – aber zugleich von dieser, durch Björn bekämpften Auffassung eingenommen! Ich kann auch nicht sagen, dass Björn mich überzeugt hätte. Nimm den einen Punkt: für die alten Franken berechnet man ein Wergeld auf ca. 200 Kühe; nach Valtýr wäre das der Sagazeit ca. 80 Kühe, nach Björn ca. 11! Das macht doch mistrauisch! Als ich diesen Einwand erhob, sagte Björn lächelnd: das beweist nichts! – Island vom Häckelberg![4]

Bei alledem ist Herra Björn ein warmherziger Mann, ein Gemütsmensch, mit einem lieben, väterlichen Aufleuchten der Augen, wenn man ihm etwas freundliches tut oder wenn er sich bedankt. Er hat viel Sinn für lustige Geschichtlein, auch für ein wenig unanständige; es ist ein Untergrund von Studentenburschikosität in ihm vorhanden, er hat weit mehr Aehnlichkeit mit dem allgemeinen deutschen Wesen als z. B. unsere dänischen Bekannten.

In summa, eine anstrengende und etwas zeitraubende, aber lohnende Exkursion.

In Hoopsens Lexikon muss wieder eine arge Stockung eingetreten sein. Vor einem Vierteljahr bekam ich die Korrektur von «Dichtung», und noch warte ich vergeblich auf die von «Dietrich v. Bern». Der Diebstahl und was sonst noch zwischen den zwei Artikeln stehn mag sollte doch nicht ganze Hefte füllen! Geht es so weiter, so wird das Buch erst in zwei oder drei Jahren fertig

sein. Und schon jetzt fällt einem so manches ein, was zu berichtigen und nachzutragen wäre! z. B. bedaure ich, dass ich diesen Brandlschen Aufsatz[5] nicht benutzen konnte.

Jetzt, mein Alter, ist die Reihe wieder an dir. Lass mich an einem Sonntag Morgen ausfürlich hören von deinem Leben und Forschen! Sag an Olga meinen herzlichen Gruss!

Freundschaftlichst

And.

1 S. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 199.

2 Schweizdt. «sehr genau aufpassen» (Häftlimacher eig. «Verfertiger von metallenen Häkchen»).

3 VALTÝR GUÐMUNDSSON, Manngjöld – hundrað, in: *Germanische Abhandlungen zum 70. Geburtstag K. von Maurers,* 1893.

4 Gemeint ist: Aus (nur) isländischer Sicht gesehen – unter Anspielung auf den Vulkan Hekla, dessen Namen schon J. Grimm mit dem deutschen Hackelberg, Hächelberg (der Wilden Jagd) in Verbindung brachte.

5 Gemeint ist ALOIS BRANDL, Spielmannsverhältnisse in frühmittelenglischer Zeit, in: *Sitzungsberichte der preußischen Akademie der Wissenschaften,* 41, 1910.

87.

Berlin 1. Januar 1911

Lieber Ranisch, mögen die Kinderkrankheiten dir und Olga die Festtage nicht über Gebühr getrübt haben! Die Freuden, die man an eignem Nachwuchs erlebt, hat man ja nicht umsonst, wie ich an den mir befreundeten kinderreichen Häusern sehe.

Deine Pläne mit Urlaub und Reise nach Kopenhagen leuchten mir ein. Als dein erster Brief davon sprach, du müssest Forschungen zur Nibelungensage als Grund deiner Nordlandsreise angeben, sagte ich mir: gut, dass deine vorgeordneten Behörden nicht zu genau über diese Specialia unterrichtet sind! Denn sonst hättest du schon sagen müssen, du wollest endlich einmal die verlorene Lage des Eddaliederbuches ausfindig machen. Dann aber zeigte mir dein zweiter Brief, dass du auf einen viel praktischeren, weniger luftschlossartigen Gedanken gekommen bist. Diese Edition der Sigfrids- etc. -Balladen ist nicht uneben. Olrik sprach mir schon vor Jahren davon. Erinnere ich mich recht, so meinte er, von den færingischen Liedern liessen sich noch neue Texte mitteilen. Es wäre eine Sache so recht für dich: über Kopenhagen müsstest du wohl nicht hinaus, und übertrieben zeitraubend wäre es auch nicht; ich sollte denken, in einer tüchtigen Arbeitswoche liesse sich das Ganze reichlich erledigen. Deinen Behörden magst du es ja als eine massivere Sache hinstellen: der kluge Mann baut vor.

Roethe ist wohl der richtige Mann, um mit einem empfehlenden Federstrich Wirkung zu tun. Besonders wenn man ihn mit seinem Göttinger Schwager[1] kombiniert. Bei dem letzten bist du gut angeschrieben, und dass du für Roethes Handschriftenarchiv[2] versagtest, hat er dir hoffentlich nicht nachge-

tragen. Ich habe Roethen seit deinem Briefe nicht gesehen, aber bei ehester Gelegenheit werde ich ihm den casum vorlegen. Möge ichs nicht ungeschickt anfangen! Ich halte mich also genau an deine Directive: Roethe hätte einfach die Erklärung abzugeben, dass du das und das vorhabest, dazu tauglich seiest und daher der Urlaub zu befürworten.

Ich würde mich freuen, wenn du die Reise machen könntest. Ich verstehe gut, dass man in Lebenslagen kommen kann, wo es eine äussere Bewegung braucht, um einen in fruchtbares Arbeiten hineinzuschieben. Und díeser Erfolg wäre dann noch höher zu schätzen als die Sigfridsballaden. Mit Olrik wirst du dich ja so bald wie nötig in Verbindung darüber setzen.

Also ihr zieht! Man weint der alten Wohnung doch eine Träne nach. Sie hatte Rasse, oder sie bekam es doch unter euern Händen. Die Gegend wirkte auf mich immer wie ländlich. Und da ich als flüchtiger Gast unter der Kleinheit deines Studierzimmers nicht litt, hatte die Wohnung für mich nur Vorzüge. Indessen, die Vergrösserung an sich ist ein gewisses Gut, zumal für einen bücherbehafteten Mann. Ihr habt nun also für die Osterzeit eine anregende Beschäftigung vor euch. Keine Reise wirkt so auffrischend wie ein Umzug oder vielmehr das was drauf folgt: die tüftelnde Einrichtung der neuen Räume.

Die russische Abhandlung wurde mir von dem Autor – unbekannterweise – zugeschickt. Unter all meinen Bekannten ist kein Zweiter, der zugleich Interesse an der Hervarar saga hat und in der Lage ist, sich die russische Geheimschrift entziffern zu lassen.[3] Dass Olga dir das ganze Heft vorübersetzen sollte, war freilich nicht mein Gedanke. Ich glaubte an den isländischen Textproben schon zu merken, dass der Verfasser nicht ganz auf der Höhe steht. Ein so entscheidendes Ereignis wie die EM scheinen nicht in seinen Osten gedrungen zu sein! Daher dürften einige Stichproben genügen – für Olga eine schöne Gelegenheit, eine ihrer vielen Muttersprachen aufzufrischen!

Der Tod des guten Kahle hat mich bewegt: unser enger Kreis von Nordisten in Deutschland hat eine fühlbare Lücke erlitten. Seit seinem gewagten Ausflug in die schweren christlichen Skaldenstrophen hat er sich an Aufgaben gehalten, deren er mächtig war; er hat im ganzen weniger Unverantwortliches hervorgebracht als Mogk, obwohl ihm der in Wissen und Ideen über ist. Die Bitte Kocks, einen Nekrolog fürs Archiv zu liefern, musst ich abschlagen: ich wusste nicht genug von Kahles Menschen, um ein Charakterbild zeichnen zu können, und über seine Schriften wollt ich nicht öffentlich urteilen, ich finde doch – ehrlich gesprochen – zu wenig erwärmendes darin. Du scheinst ihm menschlich etwas näher gestanden zu haben. Er hat mich immer sehr freundlich besucht, wenn er in Berlin war; aber ich hatte nie einen Augenblick, wo ein elektrischer Funke von ihm zu mir hinüber sprang.

Dass du Polak nicht zu zerfetzen gesonnen bist, hört man als Nährvater (wenn auch in diesem Falle als Muss-Nährvater) ganz gern. Nein, das wäre freilich wunderbar, wenn du dir alles aus seinem Versuche aneignen könntest! Im ganzen hab ich von seiner Schrift das Gefühl, als seien die zwei Drittel meiner Ansichten durch das 1/3 seiner eignen nicht eben vorteilhaft verwandelt; von ein paar Punkten abgesehen, worin er m. E. die Fragen wirklich gefördert hat.

An Paul Herrmann hab ich das Interesse ein wenig verloren, seit er, bei geschwächter Hirnrinde, in vermehrte Produktion hineingeraten ist. Da hängt er seinen zwei in ihrer Art erfreulichen Islandbänden einen dritten an (den ich nicht kenne),[4] obwohl er früher erklärt hatte, aus seiner zweiten Reise mache er nicht wieder einen Band, sein Werk sei doch kein Regenwurm, der sich beliebig verlängern lasse! Auch dieses Schulhilfsmittel über die Nibelunge[5] machte mir einen ungebildeten Eindruck; hilft es nicht, ein gut Teil alte, halbwahre Phrasen am Leben zu halten?

Also deine Menschenopfer-Rezension[6] soll deine érste böse werden? Dann genade dem Autor Gott! Denn unvergessen ist dein Erstling, die Gehring-Rezension;[7] die hat wohl dem Alten in Kiel zum erstenmal die Ahnung beigebracht, dass man an seiner Unfehlbarkeit zweifeln kann. Was seither Neckel in modern-schärferer Tonart wiederholt hat.[8]

Nach Basel bin ich diesmal nicht gegangen. Ich wollte die kostbaren zwei Wochen für die Verbrechensfolgen benützen. Natürlich findet man dann hinterher, dass man weniger gefördert hat, als einem vorschwebte. Ich sitze immer noch an der Sturlunga. Sie ist sprachlich recht schwer, kommt mir vor; ich bekenne zu meiner Schande, dass ich oft unsicher bin, ob ich eine Stelle recht erfasst habe, und in Kaalunds dänischer Uebersetzung nachsehe. Die ist ausgezeichnet (übrigens auch in ihren knappen Anmerkungen höchst wertvoll); ich sehe aufs Neue, dass Kaalund wohl von allen Heutigen am feinsten Altisländisch versteht.

Eine kleine Erkältung und seit vorgestern das Bohren eines wackelnden Zahnes haben mich den Jahresübergang nicht eben in Feststimmung vollziehen lassen. Im ganzen hat das verflossene Jahr, ohne dass ich bestimmte Ereignisse nennen könnte, das Skeptische, wenn du so willst: nihilistische in meiner Lebenserfassung verstärkt – aber ich empfinde es nicht als Verarmung. Nur allerdings, als Lehrer, in irgend einer Branche, darf man nicht zu viel davon haben; sonst geht einem aller und jeder gemeinsamer Boden mit der Jugend abhanden. Ein Optimismus, wie ihn Schäfers Deutsche Geschichte bekundet, ist mir völlig ungeniessbar. Allerdings ist er ja bei Schäfer mit einer guten Portion Spiessbürgertums verbunden. Diese Staatsfrömmigkeit; diese fast zur Pflicht gemachte Anschauung, dass Deutschland das beste der Länder sei; dass auch die unerfreulichen Seiten in seiner Geschichte zum höheren Besten unsres Volkes gedient hätten, usw., das mutet mich so schal an wie Spülicht! Und dieses hochmütige Herabschauen auf die, die das Pathologische, ja Tragische an Deutschlands Geschichte empfinden! und die den Staat als Mittel zum Zwecke, nicht als letzten Zweck ansehen! Dabei ist er nicht klar und scharf genug, um solche gestreiften Streitfragen gerecht zu formulieren. Lies die Seite über Nutzen und Schaden des sogen. Bonifatius – welches Gewebe von weltordnungsfrommer Gesinnung und logischer Unklarheit!

Im übrigen lerne ich aus Schäfer gar manches und hoffe, die Energie reicht bei mir aus, ihn durchzulesen: jetzt bin ich erst bei Karl d. Gr.! Also die Gelegenheit zu Reibungen wird sich noch erheblich verstärken, wenns in die neueren Zeiten kommt.

Das angebrochene Jahr wird viel politische Aufregung bringen. In den oberen Regionen, verlautet es, herrscht grosse Angst; man merkt das ja auch an verschiedenen Symptomen. Ich halte Bethmann für einen homo fatalis für Preussen und Deutschland. Als Kultusminister oder Oberpräsident wäre er gewiss vortrefflich: als Spitze der innern Politik hat er bisher lauter schweren Schaden gestiftet und wird ihn fürder stiften. Seine letzte grosse Rede war nicht stilvoll, weder in dem Ausfall gegen Heydebrand noch in der Keiferei mit den Sozialdemokraten. Von seiner Stelle aus müsste anders geredet werden – frage mich nur nicht zu genau, wie! denn du weisst ja zur Genüge, dass ich mich nicht für einen Politicus ausgebe! Jedes einzelne Jahr bringt greifbare Einbusse an monarchischem Gefühl in Preussen. Darüber sollte man nicht lamentieren oder mit der unerschütterlichen Festigkeit der Getreuen prunken: man müsste endlich mit der Notwendigkeit rechnen, dass die Monarchie in der Richtung der englischen usw. sich bewege und dass der Scheinparlamentarismus allmählich, gewiss nicht von heute auf morgen, zu einem wahren Parlamentarismus werde. *Endlich* sollte die Anschauung auf den Aussterbeetat gesetzt werden, dass sich Regierung und Volk(svertretung) als zwei feindliche Lager gegenüberstehn. Aber diesen antagonistischen Standpunkt hat kaum einer so scharf betont wie Bethmann!

Doch genug und übergenug! deine Kreuzzeitungsstirn[9] runzelt sich ungnädig, und fahre ich so fort, so kündest du mir die Freundschaft für den Jahrgang 1911. Und die hab ich durchaus nötig!

Alles Gute dir und deinem Hause!

And.

1 Gemeint ist Edward Schröder (s. Register).

2 Das Handschriftenarchiv der Deutschen Kommission der Preußischen Akademie der Wissenschaften.

3 Es handelt sich wohl um die Abhandlung von J. Sharovolsky über die alte skand. Sage von der Schlacht zwischen Goten und Hunnen u. ihren literarischen Hintergrund, Kiew 1904; vgl. dazu W. W. Pochljobkin, in: *Scandinavica* 1 (1962), 108.

4 Der 3. Band von *Island in Vergangenheit und Gegenwart. Reiseerinnerungen,* 1910, dem zwei 1907 erschienene Bände vorausgingen (vgl. Register).

5 *Aufgaben aus dem Nibelungenlied.* Entworfen und zusammengestellt von Paul Herrmann, Leipzig 1910.

6 S. Ranischs Schriftenverzeichnis Nr. 45.

7 Vgl. Ranischs Schriftenverzeichnis Nr. 2.

8 Vgl. Neckels Rezension über Gerings *Glossar,* in: *Archiv* 121, 415 – 418.

9 Anspielung auf Ranischs Sympathien für die «Kreuzzeitungspartei», wie in der 2. Hälfte des 19. Jhs. der äußerste rechte Flügel der preußischen Konservativen um die Neue Preußische Zeitung, genannt Kreuz-Zeitung, bezeichnet wurde.

88.

Berlin 17. Febr. 1911

Lieber Ranisch, heute nur in aller Eile eine Anfrage, die ich ein paar Wochen verbummelt habe!

Du weisst (oder weisst auch noch nicht), dass der Jenenser Eugen Diederichs eine umfassende Sammlung von verdeutschten isländischen Sagas herausgeben will.[1] Niedner hat die Leitung übernommen und hat als erste Saga die Eigla übersetzt; sie ist schon im Druck. Nun gilt es, Mitarbeiter zu gewinnen. Niedner hat im Januar mit mir eine Art Kriegsplan entworfen. Er würde sich freuen, dich zu gewinnen, und ich habe ihm versprochen, den Bittgang zu dir zu tun. Und zwar haben wir dir vorläufig zugewiesen: Band 11 (!!): «Fünf Geschichten aus dem östlichen Nordlande», als da sind Liósv., Svarf., Valla-Lióts s., Glûma, Reykd.s.

Ich dachte, für jemand mit beschränkter Zeit seien mehrere halblange sagas besser als éine lange (die mehr Atem verlangen würde). Unter den genannten sind mindestens zwei Meisterwerke, die Glúma und (Teile der) Liósv.s.

Mit der Einlieferung der Uebersetzungen hätte es sehr gute Zeit! Die Frist würde sich nach Jahren bemessen, denke ich. Das Honorar soll, erinnere ich mich, 30 M. pro Bogen sein. Die Ausstattung wird sicher fein, Diederichs schickte versprechende Proben. Ausser Niedner werden mitmachen (bisher) Meissner, v.d. Leyen, ein gewisser (mit Diederichs befreundeter) v. Mendelssohn, ich; ferner zu umwerben sind P. Herrmann, Ranke, Frank Fischer. [Fußnote Heuslers: «Neckel hat leider wegen Ueberbürdung nein gesagt.»]

Weise es nicht ohne weiteres von der Hand! Und bitte, schick *möglichst rasch* Antwort an Felix Niedner, Charlottenburg, Schlossstraße 23. Es sollen nämlich die Namen der Mitarbeiter vorläufig in einem Prospekte mitgeteilt werden.

Hier ist Olriks Brief zurück.

Ich schreibe bald bei mehr Musse. Herzl. Gruss! Dein

And.

[1] Die Sammlung *Thule;* vgl. Brief Nr. 85, Anm. 9.

89.

Berlin 14. April 1911

Mein lieber Freund, als dein letzter Brief kam, vom 12. März, hätt ich nicht gedacht, dass ich so lange mit der Antwort zögern würde. Ich tröste mich mit dem Gedanken, dass du vermutlich den Kopf von andern Dingen voll hattest als von freundschaftlichen Korrespondenzen! Wenn ich recht berechne, so seid ihr inzwischen umgezogen, und das ist eine Sache, die den Menschen in Anspruch nimmt, nicht nur solange die Kisten und Kasten auf dem Wagen stehn. Du weisst, ich rechne den Umzug zu den anregenderen Erlebnissen eines friedlichen Bürgers. Besonders wenn man Schönheitssinn und persön-

lichen Geschmack hat wie ihr beide und daher nicht mit der ersten besten Aufstellung der Möbeln und Aufhängung der Bilder vorlieb nimmt, sondern lange daran herumtüftelt.

Für mich ist es eine ernstliche Mahnung, euch bald aufzusuchen; denn es geht nicht, dass ihr euch da in Räumen bewegt, die mir nicht vorstellbar sind! Freilich, ich mache mich darauf gefasst, dass ich eurer alten Moltkestrasse eine Träne nachweinen werde; denn die hatte Stil – nur war sie eben, leider, für deine Gelehrsamkeit nicht mehr gross genug!

Bestelle an Olga, dass ich darauf rechne, dass meine Beziehungen zum Muschelbett die alten bleiben. Es muss einen festen Punkt in der Erscheinungen Flucht geben.

Da ich grade beim Bestellen bin, so vergesse ich nicht, euch den Dank Frl. Grimms für Olgas Brief auszurichten. Sie hat mich seither jeden Sonntag gefragt, ob ich nun an dich geschrieben hätte, und mir immer wieder diesen Dank eingeschärft. Nämlich sie selber ist nicht gesonnen, an Olga zu schreiben. Olga darf das nicht übel nehmen. Es ist eben so, dass Frl. Grimm mit zunehmendem Alter sich mehr und mehr auf die Leute beschränkt, die in einem nachweisbaren Verwandtschaftsverhältnis zu den Gebrüdern Grimm, Dahlmann und Gervinus stehn. Und dessen kann sich ja Olga nicht rühmen. Versteht mich, das Interesse Frl. Grimms reicht viel weiter: nur die eigenhändigen Briefe ziehen sich allmählich diese Grenze. Uebrigens hält sie sich erfreulich; seit etwa drei Jahren merke ich kaum eine Veränderung ihres geistigen und leiblichen Wesens. Nur steht ihr jetzt eine grosse und aufregende Sache bevor: sie muss ziehen, auf 1. Oktober. Es wird schwer halten, eine der jetzigen ebenbürtige Wohnung zu finden; und dann alle diese Imponderabilien von Erinnerungen an Herman! Item, die neue ist schon gefunden, in nächster Nähe, Ecke Matthäikirchstrasse und Sigismundstrasse. Also die alten Spaziergänge brauchen sich nicht an neue Routen zu gewöhnen.

Die Ursache meines langen Schweigens war eine sittlich lobenswerte, nämlich Fleiss. Ich habe sechs Wochen hinter mir, so wonnig ungestört von Freunden und Feinden, auch von Krankheiten und unvermeidlichen Ausspannungen, wie ich es seit Mannesgedenken nicht mehr gehabt habe. Roethen sei Lob und Preis! Er hat einfach nicht von sich hören lassen; ist seit 5 Wochen spurlos verschwunden! Und doch war er zu Ende Semesters bedrohlich geladen von organisatorischen Plänen (diesmal gilt es neue Mundartensprachschätze, in Hessen, Provinz Sachsen, Ost- und Westpreussen: gleich drei aufsmal – es scheint nämlich, dass Geld vom Ministerium zu haben ist, trotz der allgemein beklagten Sparsamkeit; und Roethe findet, dass Geld die Hauptsache ist für ein wissenschaftliches Unternehmen, das Andere finde sich von selbst dazu. Eine Ansicht, die, wenn ich sie je gehabt hätte, mir durch die Rhein-Franckischen[1] Erfahrungen gründlich ausgetrieben worden wäre!) Diese Pläne also versprachen, in meine Ferien vampyrisch hereinzuflattern. Aber das Glückliche geschah, dass keine Silbe davon an mein Ohr drang. Nun, aufgehoben ist das ja nicht!

In Folge besagter Hindernis- und Roethelosigkeit hab ich brav gesteisst, was man eben bei einem Invaliden wie mir steissen nennen kann. Gewiss, das Na-

turgesetz hat sich auch diesmal bewährt: sobald man nur einen Anflug von Programm macht, bleibt man dahinter zurück! Ich hatte gehofft, das Strafrecht[2] in der Grobschrift bis zu Semesteranfang fertig zu bringen. Das werde ich nicht erreichen. Fünf Abschnitte sind ungefähr fertig, ebensoviele fehlen noch, aber jene sind allerdings die bei weitem dicksten – ich hoffe auch: die schwierigsten. Messe ich das Gemachte rein quantitativ, so kann ich mich über die sechs Wochen nicht beklagen. Es sind wohl über 10 Druckbogen, die ich, z. T. mit der Krampfhand, z. T. mit dem Remington, zusammengeschrieben habe. Was nun wieder die bedauerliche Folge hat, dass das Ding nicht in die «Abhandlungen» der Akad. geht, und dass ich daher die widerstrebende Leserwelt nicht durch Zusendung ungemessener Exemplare zur Lektüre drängen kann.

Das Gemisch von effektvollen Stichproben (oder eigentlich nicht Stichproben, sondern sorgfältig ausgesiebten Exempeln) aus den Isl.sagas und anderseits abstrakten Erörterungen wird nicht sehr organisch anmuten. Im ganzen wird es ein etwas wildgewachsenes, in keine Rubrik unterzubringendes Gebilde werden. Auf schlechte Aufnahme mach ich mich gefasst; denn die zunächst in Frage kommenden Kritiker, Lehmann, Pappenheim, sind Schüler Maurers und werden den sehr unmaurerschen Geist bei mir unnachsichtig verfolgen. Die Deutschrechtler werden mich nicht öffentlich anzeigen, weil sie sich nicht kompetent finden. Die Jungen, die von Nordisch etwas verstehn (es gibt jetzt eine ganz kleine Gruppe von solchen), werden auf die genannten Meister Lehmann und Pappenheim hinhören. Und die Philologen werden mich überhaupt nicht lesen.

Aber in unserm Alter denkt man ja weniger mehr an solche vanities (obwohl du sagen wirst, dass die eben angestellte Berechnung den Beweis für diese Läuterung nicht erbringe!!). Jedenfalls hatte ich, wie kaum bei einer frühern Arbeit, das unschätzbare Gefühl, mich fast einsam mit den Quellen zusammen zu befinden. Auf 50 Quellenzitate kommt ein Literaturzitat. Und es war eine Arbeit, die mich selbst bereichert hat und (wie ich dir auch schon schrieb) meinen Blick für die Isländersagas erheblich geschärft und verfeinert hat, inhaltlich und formal. Und zwar muss ich sagen, dass meine Bewunderung dieser Werke gestiegen ist: ihre Psychologie, ihren Reichtum an feinen Schattierungen im Seelischen schätze ich jetzt höher ein als früher.

Dein Brief bezeugte gute Stimmung in der Werkstatt Ranisch. Dass man einen bösen Hals so leicht bessern kann, wer hätte das gedacht! Die Nordreise darf man somit als gesichert ansehen. Herr Trott hat sich bisher noch nicht nach deinen Meriten erkundigt, wenigstens nicht bei mir. Aber das hat ja Zeit. Sjálfsagt[3] darf das Unternehmen nicht an den paar 100 Mark scheitern, und ich rechne darauf, dass wenn du leihst, du es bei keinem Andern als mir tust. Nichtwahr?

Und gleichzeitig spielen allerlei phantastische oder vielleicht gar nicht so phantastische Pläne herein: Göttingen, Privatdozieren ... O ihr Preussen seid jugendlich, ihr Gesegneten! Ihr wagt noch mit 45, was wir Verbrauchte Süddeutsche knapp mit 35 wagen würden.

Du büffelst dich also mit lobelichem Eifer in die dänische Umgangssprache hinein! Nun, die ist dir ja nichts Neues; ein paar Dutzend Wendungen hattest

du schon immer in deiner Gewalt; und die wissenschaftliche Unterhaltung, für die kommt man eigentlich mit deutschen, lateinischen, griechischen Lehnwörtern aus, nicht? Vor allem hast du den Klang schon einigermassen im Ohre. Ein gutes praktisches Hilfsmittel hätt ich dir nicht empfehlen können (inzwischen scheinst du eines gefunden zu haben); ich selbst habe nie eines benutzt, nur die primitiven Dinger im Baedeker und «Taler De dansk?»[4] und derartiges. Man ist doch bald so weit, dass man sich durch Lektüre weiterbringt.

Schaff dir nur diese lästigen Rezensionen bald vom Halse! Da es Anfängerarbeiten sind, lohnen sie keine zu eindringende Behandlung, und ich brauch dir ja nicht zu sagen, dass gediegene Rezensionen weggeworfene Mühe sind.

Was du über Olrik Bd. 2 schriebst, erinnert mich an Mephistos Wort an Marthe (ich kanns nicht wörtlich zitieren und bin zu faul, um Goethen zu holen): wenn du ihm só viel zugute hältst, dann ist kein Wunder, dass du mit ihm zufrieden bist! Du zählst nämlich einen Haufen wichtiger Einwände auf und schickst voraus, du könnest aus diesem Bande Mehr annehmen als aus dem ersten! Diese deine Einwände unterschriebe ich vorläufig «voll und ganz», aber wie gesagt vorläufig; denn gelesen hab ich nach dem ersten Durchblättern und dem Durcharbeiten von etwa 50 Seiten nicht mehr in dem Buche; ich kann mich leider nicht teilen und war nun eben mit dem Strafrecht gestraft.

Hast du Olriks Erwiderung auf Steenstrup gelesen in den Danske Studier?[5] Sie hat mir recht leid getan. Ich finde den Ton darin hässlich; es ist eine keifende Ueberlegenheit, die sich eine feine Seele wie Olrik nicht erlauben sollte, – selbst wo er in der Sache wirklich überlegen ist, wie er das diesmal wohl sein wird. Diese wiederholten «es ist Hrn St. nicht aufgegangen dass ...» machen sich unvornehm. Ich fürchte, ich fürchte, Meister Axel wird mit der Zeit die unerfreuliche Pflanze des Paschas in sich grossziehen, des Reizbaren, Unbelehrbaren, ex Cathedra Sprechenden. Und dazu haben dann wír unser Teil beigetragen!

Fällt mir ein: ist dir auch das kuriose Misgebürtchen zugeschickt worden, von Boer, eine sogen. Auseinandersetzung mit mir, heisst das mit der 2½-spaltigen Anzeige seines Ermanarich in der DLit.Ztg.?[6] Ein nicht näher zu beschreibendes Produkt eines schwer verärgerten Profaxen,[7] der von scherzhaften Phantasmagorien gehetzt wird. Er meint, wir Berliner hätten nichts Besseres zu tun, als gegen seine Tätigkeit zu intrigieren und die Müllenhoffsche Schule gegen ihn zu retten. Das Heftchen bereitete mir und ein paar Jünglingen, die grade bei mir waren, eine vergnügte Viertelstunde. In diesem Falle hast dus nicht nötig, mich von einer Erwiderung abzubringen, wie einstens bei Gering! Bin nur neugierig, ob Andere dem Wisch die Ehre einer Besprechung antun werden.

Gering führt mich auf Neckel – les extrêmes se touchent! Neckel geht nun also nach Heidelberg, das Erbe des tykken Kahle antretend; ich glaube wenigstens, die Sache ist «perfekt». Aber erst im Herbst. Dabei hat Elster ihm nicht undeutlich zu verstehn gegeben, dass man ihn nicht für ewig aus Preussen los lassen wollte; Herr Gering in Kiel sei kein Jüngling mehr, dazu wohlgenährt,

... wenn, was Gott verhüten möge, usw. In Heidelberg ist nämlich die Besoldung so, dass schon ein Junggeselle eher davon sterben als leben kann. Da braucht es die fetten Kieler Pfründe als winkenden Stern.

Gegen Mogk fand ich dich, wie gesagt, ein wenig reichlich streng,[8] ja sogar – verzeih das harte Wort – pedantisch. Nach meinem Gefühl hättest du mehr Wirkung getan, wenn du nicht so viel einzelne Punkte vorgebracht hättest, wo man andrer Meinung sein kann oder auch muss; wenn du das grundsätzlich Tadelnswerte seiner Methode, wie du es in einem Briefe an mich angedeutet hattest, stärker herausgebracht hättest. Diese Art, mit der fertigen Rubrik an die germanische Ueberlieferung heranzutreten und diese, coute qui coute, mit Verwischung der bezeichnenden Unterschiede, in das Schema einzupressen. Doch ist es ohne Frage nützlich, dass du den Widerspruch gegen Bindings seltsames Lob klar markiert hast.

Der Protest R. Meyer's ist köstlich. Der Arme kann künftig die germanische Mythenforschung nur noch sub specie proprii libri betrachten.

Mit mir scheint er gebrochen zu haben: ich wurde diese ganze Säson mit keiner Einladung beehrt. Obs daher rührt, dass ich einem Urteil über seine Religion auswich und nur ein paar ironische Sätze darüber schrieb; oder ob ihm irgendwie Worte von mir zugetragen wurden, die geeignet sind, ein Kollegenverhältnis in die Luft zu sprengen, ahne ich nicht. Freilich sind mir in den letzten Zeiten öfters solche Worte entschlüpft. Meyer hat nicht die Elemente des männlichen Ehrgefühles, das ich verlange von denen, vor denen ich menschlich Respekt haben soll. Was soll man dazu sagen, dass er wiederholt Erich Schmidt in den Ohren lag, wenn ich abginge, solle man ihn in die Akademie wählen? Das ist für mich die Sünde wider den heiligen Geist, die keiner Vergebung fähig ist. Da ich so über den Mann denke, fühle ich es als Reinigung, nicht mehr seine Weine trinken, seine Trüffeln essen zu müssen. Obwohl mir diese Abende in der halborientalischen Luft fast immer eine angenehme Belebung waren.

Gehab dich wohl, mein Alter, grüss Olgam und schenk mir grossmütig bald ein kleines Lebenszeichen! And.

1 Gemeint ist das *Rheinische Wörterbuch,* das unter der Leitung von Johannes Franck stand und zunächst über die Deutsche Kommission der Preußischen Akademie der Wissenschaften finanziert wurde (vgl. Briefe Nr. 73, Anm. 1 und Nr. 83 mit Anm. 4).

2 S. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 201.

3 Isl. «selbstverständlich».

4 N. Thomsen, *Taler De Dansk? (Sprechen Sie Dänisch?)* Dänischer Sprachführer, enthaltend kurzgefaßte Grammatik, Gespräche, Wörtersammlung und Lesestücke, 2. verb. Aufl. Leipzig 1885. Neubearbeitung von Hermann Neumann, *Taler De Dansk? Norsk? Sprechen Sie Dänisch? Norwegisch?* Dänischer Sprachführer enthaltend Lautlehre und Grammatik, Gespräche, Wörtersammlungen und Lesestücke, 5. Aufl., Dresden 1908 (= Koch's Sprachführer 8).

5 Hier scheint Heusler eine Verwechslung passiert zu sein. Eine Polemik gegen Steenstrup findet sich nicht in *Danske Studier,* sondern viel früher in *ANF* 14 (1898), 47 – 93, als Antwort auf Steenstrups Kritik in *ANF* 13 (1897).

6 *Methodologische Bemerkungen über die Untersuchung der Heldensage. Eine Auseinandersetzung mit Andr. Heusler,* Amsterdam 1911.
7 Verballhornung von «Professor».
8 Vgl. Ranischs Schriftenverzeichnis Nr. 45 – 46.

90.

Berlin 25. Juli 1911

Lieber Freund,
dein Brief gibt eine anschauliche Schilderung von deinem Kopenhagener Dasein, und das Ganze hat einen entschieden idyllischen Anstrich. Du bist nicht der bepackte Bibliotheksabschreiber, sondern der Tourist, der die fremde Stadt von manchen Seiten her sich ansieht und ein genussreiches otium cum labore hat. Damit will ich natürlich die Wucht deiner Folkevisertätigkeit nicht herabsetzen!

Wie reizend ist diese Gastfreundschaft, die Olrik in absentia übt! Du siehst dich also bedient von erlauchten Namen der Götter- und Heldensage. Und in der dänischen Sprache entwickelst du dich zum «jovialen Causeur» – diesen Ehrennamen hatte einst irgend eine Dame dem seligen Johannes Schmidt gegeben, zum grossen Erstaunen seiner Frau. Ob du das stød[1] in deine Gewalt bekommen wirst?

Was du von Moltke Moe schreibst, ist freilich sone Sache. Das sehr Populäre fände ich weniger schlimm als den Umstand, dass bewusster Clou nicht von Moe stammt! Also das seit Dezennien versprochene Draumakvæðe[2] soll endlich auf die Welt kommen. Wer hätte das gedacht? Ich bin neugierig, wie die Moeschen Würfel endlich fallen werden.

Die Grossen dieser Erde hast du also nicht erhascht. Es ist gut für dich, wenn du sie erst siehst, nachdem du dich schon ins Dänische eingelebt hast. Gelungen ist das Zusammentreffen mit dem lettisch-finnischen (estnischen) Anderson. In den Uebungen war er mir ein angenehmer, kluger Teilnehmer; von seiner eigentlichen Arbeit hat er mir nur einmal Andeutungen gemacht, und es ist ja heutzutage so bei diesen Märchenforschungen: wer nicht grade auch Spezialist ist auf dem Felde, muss sich mit einer gewissen allgemeinmenschlichen Teilnahme begnügen.

Bei uns gehts langsam den Ferien zu. Nach Schluss denke ich, drei oder vier Tage in der grünen Ebene herumzulaufen, wahrscheinlich im Mecklenburgischen irgendwo. Denn einen Atemzug möchte ich doch tun, eh ich nach Norwegen aufpacke. Dazwischen hab ich noch vier sitzende Wochen hier in Berlin. Vor allem müssen da die Druckbogen erledigt werden. Dazu gibts einen Vortrag vorzubereiten, den ich in Kristiania vor der «Filologisk forening»[3] (oder wie sie heisst) halten soll: die Sache ist übrigens noch nicht ganz sicher, denn ich sagte: länger als bis zum 10ten Sept. könne ich den Aufenthalt in Kristiania nicht ausdehnen. Worüber soll ich sprechen? Ich nannte andeutend «Gemeingermanische Gattungen in der altnordischen Dichtung»; aber unter diesem Thema hat Verschiedenes Platz. Nun, das wird sich finden, wenn man erst mal einen Tag ungestört drüber brüten kann; und ein August in Berlin pflegt ungestört zu sein.

Vielleicht liesse sich unter dieser Ueberschrift ein bischen gegen Meister Axel polemisieren. Seine DHd.II setzt mich verschiedentlich in Staunen. Er springt mit den poetischen Gattungen doch gár zu souverän um. Wo ein schwedisches Rückblickslied fürs 9te Jahrhundert erwünscht wird, warum nicht? da ist es! cf. Widsið und Rökstein! Im Grunde steht Olrik auf dem Standpunkt: die uns in der Edda (im weitesten Sinne) vorliegenden Gattungen sind alle gemeinnordisch und reichen in beliebig alte Zeit zurück. Die genetische Perspektive der Gattungen geht tatsächlich dabei verloren. Ich glaube, ich werde in meiner Rezension[4] sagen: Olrik vertritt die Grundtvigsche Anschauung, wonach die von den Isländern überlieferte Dichtung gemeinskandinavisch ist – nur mit einer wichtigen Einschränkung: éin Teil des skandinavischen Gebietes hat keinen Anteil an dieser Poesie, und das ist – Island!

Ich gestehe, Olrik kommt mir oft nachtwandlerisch vor in der unbeirrten Sicherheit, womit er die fragwürdigsten Hypothesen als felsenfeste Wahrheiten hinstellt und als Grundsteine, auf die er etagenreiche Bauten türmt. Ich nähere mich jetzt der Mitte seines Bandes und habe zwar seine gewohnte Feinheit oft genug bewundert, mich aber eigentlich récht selten einer unbedingten Zustimmung erfreuen können.

Als ich in den letzten Wochen die Völuspa mit meinen Jünglingen durchnahm, trat mir deutlich vor die Seele, wie anders, wie viel skeptischer ich jetzt diesem Werke gegenüberstehe, als in der schönen Jugendzeit. Es war mir nicht möglich, die Hörer zu einer gewissen Begeisterung für das Lied heranzuheben: dies wird mir überhaupt schwer, auch bei andern Denkmälern (ists Prüderie oder was?), aber die Vsp. vollends steht mir als ein derart mysteriöses, immer nur in den Einzelheiten, fast nie in den Zusammenhängen verstehbares Gedicht gegenüber, dass neben dem bedauernden Achselzucken keine sonderliche Wärme aufkommt. So oft sagte ich zu den Jungens: dies ist wohl die herrschende Auffassung ... ich finde sie unbefriedigend aus dem und dem Grunde, aber wie es nun eigentlich zu verstehn ist, weiss ich auch nicht. – Und dabei erklärt Finn in seinem neuesten Heftchen über die Vsp.,[5] der Gedankenzusammenhang sei im Grunde so logisch und natürlich! Er ist sich nicht bewusst, dass alle Gelenke, der ganze *Zusammenhang* erst durch seine (und Andrer) hypothetische Deutungen hineinkommen! Nimm nur etwa die Schlussstrophe, dieses Wiederauftauchen des Drachen: seien wir ehrlich, können wir das wirklich aus dem alten Denken und dem alten Kunstgefühl erklären? Mir scheint, nein. Hinter der Vsp. muss noch irgend etwas stecken, ein ganz bestimmter Schlüssel, der ungefunden ist. Und solange wir ihn nicht haben, ist alles Deuten halbbeschwichtigendes Flickwerk.

Letzten Donnerstag musste dem sterbenden Vahlen ein Nachfolger gesetzt werden als ständiger Sekretar der Akademie, phil.-hist. Klasse. Es waren 22 Anwesende, die abstimmten. 17 Stimmen fielen auf Roethen; also eine glänzende Wahl. Mit schier tränenerstickter Stimme nahm er die Würde und Bürde an – womit ja nun wohl die Hoffnung auf weiteres Schriftstellern bei ihm zu verabschieden ist. Drei Stimmen fielen auf Wilamowitz, eine auf Schäfer, eine auf – Erman!

Du siehst, es gibt aus Berlin nicht so hübsche Sachen zu verzählen wie aus København, und so mach ich Schluss.

Weiteres Gedeihn der Arbeit und dem Menschen wünschend

dein alter

And.

1 Der dänische Stoßton.
2 Mittelalterliches norwegisches Visionsgedicht.
3 Es handelt sich um die interdisziplinäre, 1840 gegründete Filologisk Forening in Kristiania/Oslo.
4 S. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 218.
5 FINNUR JÓNSSON, *Völu-spá. Völvens spådom tolket,* København 1911 (= Studier fra Sprog- og Oldtidsforskning, udg. af Det philol.-hist. Samfund, nr. 84).

91.

Berlin 23. August 1911

Lieber Ranisch, du bist ein idealer Ehemann, dass du von so schwerem Heimweh nach Frau und Kindern befallen wirst! Dass dergleichen dem Arbeiten einen Hemmschuh anlegt, kann ich wohl nachfühlen. Um dich zu kurieren, müsst ich dir einmal für zwei Tage meinen velsignede[1] Schreibkrampf anhängen können: nachher wärest du dann so erlöst, dass du dich mit Wonne in alle Schreiberplackerei hineinstürztest! Im Ernst: ich denke mir eigentlich das Kopieren, auch das geistlose, als eine schöne, sammelnde, friedliche Beschäftigung, wenn man kein leibliches Unbehagen dabei duldet. Aber mag ja sein, dass man sich hinterm Gitter die Freiheit draussen zu rosig denkt!

Das sieghafte Gefühl, schöne Vorräte eingeheimst zu haben, wirst du vielleicht erst ganz haben bei und nach der Rückkehr. Heimse nur noch tüchtig ein!

Deine Mitteilung über Frau Olriks unbefriedigendes Ergehn hat mir leid getan. Du hast nur allzu Recht: was würde der Gute machen, wenn ihm diese Gefährtin entrissen würde! Man mag sich dem Gedanken gar nicht hingeben. Und nun ist auch er selbst leidend! Der einzige unsrer näheren Fachgenossen, dessen Tod oder geistiges Erlahmen eine nicht zu füllende Lücke in die Wissenschaft reissen würde!

Deine Worte über die Neubearbeitung der «Kilderne» und deine Mahnung, Olrik nicht nach dieser Seite hin zu provozieren, haben beim Lesen stark auf mich gewirkt; ich überlegte mir in der Eile, wie danach die Rezension der DHd.II zu gestalten wäre (ich hatte sie schon geschrieben, aber noch nicht getypt). Bei näherem Ueberlegen kam ich aber doch zu einer andern Auffassung der Lage.

Nämlich, mir scheint, eine neue Fassung der Kilderne, die ohne Frage sehr viel Neues hinzubringen würde, wäre für die Wissenschaft ein mindestens ebenso grosses Geschenk wie Band III der DHd. Eine solche Neubearbeitung würde mittelbar eine Gesamtgeschichte der dänischen Heldensage und zu-

gleich der Fass. darstellen. Es wäre etwas, was ausser Olrik Keiner schreiben kann. Nun, den besagten Band III kann ausser Olrik auch Keiner machen, das ist wahr.[2] Aber – dieser Band soll als Hauptpièce den Harald Hilditönn und die Bravallaschlacht behandeln. Also den Stoff, wobei meiner Meinung nach der literargeschichtliche Irrtum Olriks recht eigentlich gipfelt. Hast du die Partie aus Band II über das sogen. Bravallakvad in Erinnerung? Was sagst du dazu? dieses norske[3] Nationalepos, das enestaaende[4] Seitenstück zu Bw., Waltharius, Nib.not! – Ich erinnere mich nicht, dass wir über die Bravallafrage gesprochen hätten, und kenne deine Stellung nicht zu dem Widerspruche, den ich s. Z. gegen Bugge und Olrik erhoben hatte. Aber wenn man schon davon spricht, dass man Olrik davor bewahren sollte, sich weiter in Irrtümer zu verrennen, dann kann man, scheint mir, nur wünschen, dass er zuerst die Kilderne neu durchdenkt und dann erst jenem vermeintlichen Nationalepos auf den Leib rückt.

Was hat denn Frau O. dagegen, dass er diese Neubearbeitung als nächstes vornimmt? Sie teilt doch nicht unsre kritischen Bedenken, oder doch? Das wäre ja sehr merkwürdig. Sie findet wohl nur, dass die «Heltedigtning» das monumentale Werk sei, das ihr Mann unter keinen Umständen unvollendet lassen dürfe. Das hat ja seine Berechtigung. Aber man darf doch sagen, dass die einzelnen Bände so geschlossen in sich sind, dass man von keinem Torso sprechen dürfte, wenn einer der Bände ungeschrieben bliebe.

Wie gesagt, ich fände eine Neuauflage der Kilderne das, was ich so ungefähr am liebsten jetzt von Olr. hätte.

Ferner, ich habe grade aus diesem 2ten Bande nicht den Eindruck erhalten, dass O. in seinem wissenschaftlichen Tun und Lassen merklich abhängig sei von der Zustimmung und dem Widerspruch der Kollegen! Im Gegenteil; darin liegt seine Stärke und auch wieder eine gottgegebene Schranke, dass er (trotz reichem Lob an Müllenhoff) eigne Wege geht und das einst Erschaute fest im Auge behält. Er ist der Schöpfer, nicht der Diskutierer.

Darum schrieb ich auch meine Rezension nicht in dem Gedanken, dass sie auf O. einwirken werde. Ich habe sie gleichsam nicht als Ansprache an den Autor gefühlt – sondern, ja wie soll ich sagen? als ein Bekenntnis, das ich als Anmelder nun einmal ablegen muss, ungern, denn nur zu sehr fühle ich das Kleinliche in solch einer Reihe von Widersprüchen, die ich ja nie, auch wenn mir Bände zu Verfügung ständen, zu Olrikscher Geschlossenheit und Kraft ausbilden könnte. Schliesslich, was soll ein armer Rezensent anders machen? Freundschaft und Wissenschaft sind zweierlei. Ich muss ja vielleicht mit der Möglichkeit rechnen, dass meine Rezension Olrik wirklich verschnupft; ja dass sie seine Freundschaft zu mir abkühlt. Das würde ich unendlich bedauern. Aber an Schröder schreiben: ich könne das Buch nicht anzeigen, denn ich hätte zu viel dagegen und wolle O. nicht ärgern – das geht doch nicht!

Doch dies mit dem Aerger ist ja ein Casus für sich. Etwas anderes ist die (entfernte) Möglichkeit, dass die Rezension den Vorsatz O.s bestärkt, seine Kilderne neu zu bearbeiten. Und dies, wie gesagt, kann ich nicht als beklagenswerte Folge der Rezension betrachten.

Also Kristiania wird ohne euch sein! Ich reise am 2ten von hier ab und denke am 10ten oder 11ten in Kopenhagen zu sein; lange bleibe ich da nicht. Ich werde wohl im Touristhotel absteigen. Jedenfalls schreib ich in deine Pension, damit man sich nicht verfehlt. Ich habe viele Besuche zu machen.

Deinen letzten Brief hab ich im Augenblick verlegt, sodass ich nicht weiss, wann deine Tour zu Moe vor sich geht und ob diese Zeilen dich treffen.

Ich hoffe also auf ein frohes Wiedersehen am Sund!

Dein altgetreuer

And.

1 Dän. «gesegnet», Euphemismus für «verdammt».
2 Ein solcher Band ist denn auch nie erschienen.
3 Dän./norw. «norwegisch».
4 Dän./norw. «einzigartig».

92.

Berlin 5. Dez. 1911

Mein lieber Freund, der Tod von Olriks Frau ist mir auch nahe gegangen. Ich hörtes zuerst durch ein paar Zeilen von Thalbitzer; dann kam ein kurzer Brief Olriks, der mehr Objektivität, mehr Haltung zeigte, als ich befürchtet hatte. Es ist ja gewiss misslich, aus Briefen allzuviel zu schliessen. Aber ich würde es – nach dem was ich s. Z. an meinem Vater beobachtete – verstehn, wenn Olrik nach den Jahren und zumal Wochen der unruhigen Angst fürs erste eine gradezu leibliche Erleichterung empfände, die dann später wieder einer Stimmung von ruhiger, freudloser Schwermut weicht. Wir wollen, was in unsrer Macht liegt, tun, um ihm das Gefühl des Zusammenhangs mit der Welt zu verstärken.

Dein Kopenhagener Aufenthalt war zum guten Teil Olrik. Dieser Mann muss bei längerem Verkehr auch menschlich stark befruchten und – wie soll ich sagen? – stählen. Auch die Folkeviserarbeit hat dir ungefähr das eingebracht, was du erwartet hattest, vielleicht sogar mehr, sofern die Ausbeute in Kristiania reicher war. Dass die Woche dort so genussreich für dich verlief, freut mich sehr. Diese beschämenden Liebenswürdigkeiten Moes hab ich auch in einzelnen Momenten verspürt; desgleichen seine reichen Donationen, von Märchenbüchern for børn[1] bis zu einspaltigen Zeitschriftenausschnitten. Von seinem Finnenaufsatz[2] hat er mir im September ein zweites Exemplar geschenkt: es steht dir zur Verfügung, wenn du inzwischen nicht beatus possidens geworden bist. Liestøl hab ich nicht kennen gelernt: die fünf Jubiläumstage[3] waren nicht sehr geeignet, Bekanntschaften zu machen, übrigens hab ich auch nicht die rechte Aggressivität in diesen Dingen.

Deine Absicht, fürs nächste die Folkeviser zu deinem Arbeitsfelde zu machen, scheint mir höchlich zu loben. Ich gebe mich der Hoffnung hin, dass das Jahr 1912 uns die Schrift über die Sigurdslieder bringen wird. Die fehlenden Materialien wirst du dir zu Ostern schicken lassen und dann gleich kopie-

ren können; die Sommermonate werden gewiss für die Ausarbeitung reichen. Denn das Stoffgebiet ist ja verhältnismäßig begrenzt, überschaubar, wenigstens nach deiner latenten Vorbereitung für all die spielenden Fragen, und da ja schon während der Textkonstitution oder des Abschreibens die drüber hinausgehenden Fragen durchdacht worden sind. Dürfte ich raten, so würde ich bitten, die Ausarbeitung des Bändchens nicht als fernes Ziel in unbestimmte Zukunft zu stellen, sondern dir einen bestimmten Termin vorzusetzen – auf die Gefahr hin, dass er um ein paar Monate überschritten wird.

Vor allem wirst du diese lästigen Rezensionen abtun, in die du immer zu viel kategorischen Imperativ hineintust! Dein Vorsatz, dann nicht mehr Censor zu sein, ist ein guter Gedanke!

Von mir ist wenig sǫguligt[4] zu melden. Zehn Tage nach meiner Rückkehr aus dem Norden fuhr ich aufs Bachfest nach Eisenach und traf dort meine ältere Schwester; wir hatten drei schöne Tage miteinander. Da meine Arbeiten schlecht gefördert waren, unterliess ich die Reise nach der Schweiz (der beispiellos schöne Sommer hatte auch schon seinen Knacks weg), ich brachte nur noch einen halben Tag in Weimar zu und frischte die Goetheeindrücke in mir auf. Dann sass ich wieder am Schreibtisch und führte die Durcharbeitung der Sturlunga zu Ende, d.h. fertigte mir einen ansehnlichen Haufen von Excerptzetteln strafrechtlichen Inhalts an. Daraus machte ich dann meinen Akademievortrag am 2. November und arbeitete auch ein paar Kapitel für den Druck aus.[5] Dann kam das Semester und gebot Halt – oder verzögerte wenigstens das Weiterschreiben gröblich; besonders deshalb, weil auch Genzmers Edda ihre Rechte forderte. Das Abfassen dieser kleinen Vorbemerkungen zu den Liedern und den Noten ist ja eine leichte, nicht sehr viel Hirnkraft verbrauchende Sache; fast zeitraubender ist das Durchgehn der verdeutschten Texte, es finden sich ja immerhin da und dort Schnitzer, die das poetisch so erfreuliche Werk entstellen würden, wenn sie stehn blieben. Es sind bisher 14 Lieder vollständig fertig gestellt. Am meisten Mühe machen die Stücke mit viel Prosasätzen dazwischen, wie Reg., Fáf., Sigrd., HHu.II. Denn wir haben uns geeinigt, dass wir die Prosen nicht in der ungeschickten Form wiederholen, die ihnen der Sammler gegeben hat.

Hast du die Paralleltexte bekommen, die Diederichs auf Genzmers Veranlassung als Waschzettel gedruckt hat? Wenn nicht, schick ich sie dir; ich habe zahlreiche Exemplare zu Propagandazwecken. Mir kommt die Ueberlegenheit der Genzmerschen Uebertragung evident vor, aber ich bin ja einigermassen Partei und mistraue daher meinem Urteil. Genzmer hat nicht Unrecht, wenn er findet, von den Früheren sei eigentlich Simrock der stilvollste, eddahafteste. Gering fällt allzu oft in einen gewissen Gartenlaubenton, den man vor 20 Jahren leichter goutieren konnte als heute.

Also der strafrechtliche Nachtrag aus der Sturlunga, den ich für die Abhandlung der Akademie herrichten wollte, ist verzögert, ja in seiner Existenz gefährdet; denn wenn er bis März nicht fertig ist, lass ich das Begonnene verschwinden. Denn dann werd ich mich an die Kahlesche Grammatik machen müssen. Neue Gedanken kämen in diesen Nachtrag kaum zu stehn: es wäre wesentlich nur eine Sammlung von Dokumenten zur Aufrundung des schon in

dem Buche Gesagten. Nur in Anbetracht der langen Zeit, die ich auf die Sache verwendet habe, würde es mich ein wenig ärgern, wenn es nicht zum Drucke käme.

Dass du Neckeln einen Wink gegeben hast in Sachen Finns, ist gut. Du hast Recht, seine Gereiztheit übersteigt das vernünftige Mass.[6] Er ist ja der Erste nicht, der seine neuen Gedanken von den Hütern der isl. Orthodoxie so abgefertigt sieht. Dem Finn kann man freilich schwer klar machen, was man ihm vorzuwerfen hat! Höflich ist er ja stets, auch mit kräftigen Lobeswörtlein kargt er nicht. Dass seine ganze magistrale Stellung, die sich von jüngeren und deutschen Forschern a limine nicht *belehren* lassen will, die Kritisierten verdriesst, – um ihm das klar zu machen, müsste man ihm persönlich nahe stehn. Das Erlebnis mit den deutschen Gelehrten als Mustern von persönlicher Reizbarkeit, wovon du erzählst, ist kostbar; ich glaube, auch wenn du die betr. Aktenstücke gelesen hättest, hättest du nicht gut der Verteidiger unsrer Landsleute sein können!

[...]

Sonst fällt mir jetzt nichts mehr ein. Die Schulleiden deines Edward nehmt ihr nicht tragisch und tut wohl daran. An dem dritten meiner Basler Neffen seh ich, dass manchmal grade die fidelsten Kerle in der Schule kein Glück machen. In solchen Fällen ists erwünscht, wenn die Bursche ein leichtsinniges und wenig ehrgeiziges Gemüt haben.

Sag der Olga meine herzlichen Grüsse!

In Freundschaft dein

And.

1 Dän. «für Kinder».
2 Es handelt sich um den im Brief Nr. 72 mit Anm. 5 genannten Aufsatz.
3 Jubiläumsfeierlichkeiten zum 100jährigen Bestehen der Universität Kristiania (Oslo).
4 Aisl. «Erwähnenswertes».
5 Vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 201, 209.
6 Vgl. Finnur Jónssons Rezension von Neckels *Beiträgen zur Eddaforschung,* in: *ZfdPh* 41 (1909), 381 – 388, und Neckels Replik in: *AfdA* 34 (1910), 46 – 49.

93.

Berlin 4. März 1912

Lieber Freund, zwar haben die Ferien schon am 1ten angefangen, aber erst heute kam ich recht zum Bewusstsein der Ruhe und Freiheit. Dabei stieg denn auch das lange Versäumte in mir auf: du wolltest den Moe und den Band der Zs.f.d.Phil.! Verzeih, dass ich so ungewohnt bummlig war! Möge es deine Rezensionsarbeit nicht verlangsamt haben! Morgen sollen die beiden Sachen an dich abgehn.

Diese Edda[1] hat doch viel zu tun gegeben! Sie ist schuld daran, dass ich seit Neujahr keinen Strich an dem Sturlungenstrafrecht gemacht habe! Nicht als

ob diese kleinen Einleitungen viel Hirnschmalz erfordert hätten. Aber das ewige Hin und Her, besonders als nun auch Diederichs anfing zu drucken und die typographischen Fragen über Gebühr Zeit nahmen! – Die Verdeutschung der einzelnen Lieder ist etwas ungleich. Genzmer ist wirklich abhängig von der Stimmung wie ein schaffender Poet. Erstaunlich geglückt finde ich einen so spröden Stoff wie das grönld. Atlilied: das dumpfe, klebrige dieser silbenreichen Verse kommt riesig echt heraus. Bis aufs Ende hatte er sich die Sig. skamma verspart – und die geriet leider fast am wenigsten: Genzmer hatte offenbar keine Neigung zu dem Liede. Oder war er so gewissenhaft, dass er die sprachliche Dünnheit mancher Verse darin beileibe nicht verbessern wollte? Doch du wirst das Bändchen nächstens in Händen haben, und ich will dir nicht weiter vorkauen.

Am 20. Febr. hatt ich vor der «Vereinigung für ästhetische Forschung» einen Vortrag zu halten. Dessoir, Max Herrmann und Simmel sind drei der Hauptmacher dort. Gewünscht war etwas Metrisches, möglichst Probleme. Ich suchte also ein paar Punkte aus meinen Vorlesungen zusammen: eine sonderliche Einheit hatte der Vortrag nicht. Wieweit die verschiedenen metrischen Gattungen, der Prosa gegenüber, etwas objektiv Gebundenes bedeuten; dass die germanische und die antikromanische Stilisierung der Sprache im Vers innere Gegensätze sind; dass gewisse jambische Masse bei tripodischer Gliederung rhythmenhaltiger werden: dies deutet dir, allerdings vag genug, einige Motive an. Es folgte eine Diskussion, die zwar von erwünschter Lebhaftigkeit war, aber mir doch wieder zeigte, dass man über Religion und Metrik nicht streiten kann. Wir redeten sehr aneinander vorbei. Und doch hatte man hier den mündlichen Vortrag zur Verfügung! Wie viel geringer ist die Chance der Verständigung, wenn man sich nur auf dem stummen Papier befehdet!

Uebrigens hat mir die vierstündige Verslehre diesen Winter mehr Spass gemacht, als ich erwartet hatte. Obwohl ich dem alten (vor 4 Jahren zum letztenmal gelesenen) Hefte wenig beifügte. Die Leute, einige 60, blieben gut dabei. Es regte sich einige Lust in mir, dereinst in Arlesheim, wenn die Altnord. Literaturgeschichte erledigt sein sollte, eine deutsche Versgeschichte in Angriff zu nehmen. Aber das ist Projektemacherei, ein fremder Tropfen in meinem Blut: Schwamm drüber!

Dann hab ich gegen Semesterschluss noch zwei Rezensionen abgewälzt: d.h. schreibender Weise erledigt: eine über Schück, Svensk Lit.hist. (2. Aufl.) und eine über Unwerths Totenkult.[2] Beide harmlos genug; ich beobachtete auch diesmal: was mir eigentlich die zu viele Zeit nimmt beim Rezensieren, ist nicht das Schreiben, sondern das Lesen des Objektes; ich bin eben ein entsetzlich langsamer Leser. Und bei Unwerth wollte ich mich nicht mit Stichproben begnügen. Dieser junge Mann verdient übrigens Beachtung; er ist ein guter Zuwachs zu dem Trüpplein der Nordisten. Er übertrifft seine Meister, Siebs, F. Jónsson und Mogk entschieden an Feinheit der Quelleninterpretation. Jener kürzere Aufsatz,[3] worin er die «maurnir» des Völsa Þátt als Druckgeister, gegen die Quellen, erweisen will, und der bedenklich viel von Mogkischer, menschenopfernder Gewaltsamkeit verrät, ist hoffentlich nur eine episodische Entgleisung.

Für die Ferien hab ich folgendes vor: zuerst setze ich mich an den oft erwähnten Strafrecht-Nachtrag. Mehr als zwei Wochen möcht ich dem Ding nicht opfern. Denn neue Gedanken stehn kaum drin. Dann kommt Kahles Altisl. Elementarbuch an die Reihe.[4] Ein Exemplar liegt auf Schreibpapier aufgezogen bei mir, der Nachträge gewärtig. Freilich hab ich noch keine deutlichere Vorstellung, wieweit ich bei dem Rahmen der ersten Auflage bleiben will. Es muss sich zeigen, in welchem Umfange etwas ganz neues hinzu[zu]setzen ist, mit dem steten Gedanken an den Anfänger, der nicht sowohl alle entlegensten Lautgesetzlein kennen lernen soll als die kennzeichnenden Züge der isl. Lautform und Flexion. Nun, ich hoffe eigentlich, ich werde bald in der Sache drin stecken; ich habe ja oft genug über diese Grammatik gelesen und habe noch immer gefunden, dass man in grammatische Fragen schneller und müheloser hineinkommt als in literar- oder kulturgeschichtliche. Neben dem Ausarbeiten will ich die letzten Arkiv- und sonstigen Zeitschriften-Bände auf das Hergehörige durchgehn: ich habe dies seit einigen Jahren etwas leger genommen. Der dusterste Punkt ist die Syntax! Streitberg wünscht eine erhebliche Verbreiterung. Ich meinerseits möchte mich gern auf die syntaktischen Erscheinungen beschränken, die fürs Altisl. wirklich kennzeichnend sind, und diese dafür ausführlich behandeln; also z. B. die Relativsätze; das Verhältnis von Präposition zu Adverb; die Wortstellung. Sammlungen hab ich fast nur für dás syntaktische Gebiet, das an die Stilistik angrenzt; also Dinge, die für solch ein Lehrbüchlein wenig zu verwerten sind. Item, die geistige Beschäftigung dieser Frühjahrsferien wird hauptsächlich grammatisch sein.

Von Olrik hatt ich im Januar ein paar Zeilen als Antwort auf einen kurzen Gruss. Viel war daraus nicht zu entnehmen, wie er jetzt im Leben steht. Edv. Lehmann sagte mir gelegentlich, Olrik sei sehr niedergedrückt. Du hast vielleicht neuere Nachricht.

Bei Lehmann war ich einen Abend. Eine eigentümlich kombinierte Gesellschaft: Harnack als Glanznummer, ferner der Theologe Deissmann und der Aegypter Erman, diese drei mit ihren Gattinnen; dann noch eine junge dänische Gesangstudierende und die Frau eines hiesigen Privatdozenten. Die Gastgeber wussten mit Glück einen gewissen unformalen Ton festzuhalten, so als ob man sich improvisiert irgendwo träfe, oder als ob es lauter alte Familienfreunde wären; die humoristische und zugleich herzvolle Tischrede Edvards gab dem Ganzen einen entschieden unberlinischen fremdländischen Hauch; schon sein gebrochenes Deutsch: es ist nämlich eine nachdenkliche Sache, dass man einen so des Deutschen Unkundigen als Ordinarius an die erste deutsche Universität ziehen konnte! – Ich hoffe die Fühlung mit den Leuten zu behalten; vielleicht gibt sich auch einmal Gelegenheit, dass ich ihm wissenschaftlich näher komme; bisher hab ich ihm nur ein paar eddische Sachen leihen können: er machte eine knappe Zusammenstellung von Altn. Quellenzeugnissen zur Religion für irgend ein kompilatorisches Handbuch. Er scheint der altisl. Philologie ziemlich fern zu stehn; dass er in F. Jónsson den unbedingten Gewährsmann sieht, darüber darf man sich vielleicht nicht wundern.

Wegen deines Wunsches an Diederichs, betreffend den Abdruck zweier Lieder für Schulzwecke, schreib ihm doch ganz einfach und setz ihm das Gewollte

auseinander! (Es würde sich doch nur um die Texte, ohne die Noten drunter, handeln; also würden nicht die jetzt noch im Satz stehenden Blätter abgedruckt.) Nach Bedarf berufe dich auf mich. Eine Zeit lang sah es mir zwar so aus, als ob ich Diederichs *hylli*[5] verlöre, als ich ihm in seinen typographischen Grillen widersprach. Aber ich glaube, die Wolke zog vorüber, und die Nennung meines Namens wird dir nicht schaden. Pack ihn von der vaterländisch-kulturellen Seite, und du hast gewonnen Spiel! Aber du wirst gewiss den Band erst abwarten wollen und sehen, welche Lieder dir am besten getroffen scheinen.

Zu den schönen Dingen in diesem Winter gehörte eine Durchreise des Petersburgers Braun: er war einen halben Tag bei mir, und wir verstanden uns, sem vit værim brøðr bornir.[6]

Hoops rückt im Schneckentempo vor: zwei Hefte, bis «Brettspiel»!! Danach rechne ich auf 5 – 6 Jahre und ebensoviele Bände. Doch ich will meinen Kropf einandermal von all dem Unmut entladen, der sich über dieses unförmliche Werk in mir angesammelt hat! ... Heut lege ich nur noch dieses Konterfey bei, das mein ältester LaRoche-Neffe geliefert hat und worin ich mich eher zu erkennen glaube als in den Süsslichkeiten der Berufsphotographen!

Grüss Olga herzlich! Dein altgetreuer And.

1 S. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 212.
2 S. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 220 bzw. 219.
3 Eine isländische Mährensage, in: *Wörter und Sachen* 2 (1910), 161 – 182.
4 S. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 223.
5 Isl. «Huld».
6 Aisl. «als wären wir beide als Brüder geboren».

94.

Berlin 19. Mai 1912

Bester Ranisch, vielen Dank für deine zwei Briefe! Um sogleich deine pfingstliche Anregung zu erwähnen: ich werde diesmal meine Ohren verstopfen müssen gegen den Lockruf; denn ich habe schon só viel Abhaltung in diesem Semester. Seit Dienstag sitzt Thalbitzer bei mir in Einquartierung. Das ist mir zwar ein lieber Gast; wir verstehn uns vidunderligt,[1] auch geraten wir einander nie an die Köpfe, wie das bei Olrik ja passieren kann; kurz, er ermüdet in keiner Hinsicht; auch haben wir uns natürlich das Wort gegeben, dass jeder arbeite, wann und solange es ihm passt. Dennoch, Gast ist Gast, ein bedeutender Ausfall an Zeit bleibt es; ich habe tatsächlich in diesen 5 Tagen nur notdürftig das für die Vorlesung nötige getan, im übrigen war es ein Loch in meiner Arbeit. Diesem ersten Streiche aber soll Mitte Juni der Besuch des Breslauer Bachfestes folgen. Das sind auch wieder 3 1/2 Tage wegrasiert. Im Blick auf diese Allotria will ich zu Pfingsten daheim bleiben. Du begreifst.

Mitwirkend kommt dazu, dass auch du mir gar nicht so juxbedürftig vorkommst, wie du es im Augenblick als guter Logierwirt vortäuschest! Dein

Sinn geht vielmehr auf Arbeit; denn die literarischen Pläne beschatten deine Stirn wie eine Rebenlaube im Herbst. Zuerst den Dissertationen den Gnadentritt (wenn sie ihn nicht schon haben), den Ragnarök, dann Ibsen, endlich die Frucht deiner Kopenhagener Reise. Das sieht weiss Gott stattlich genug aus!

Ferne sei es mir Langsamen, den Langsamen zu schnellerem Schritt anzustacheln! Dass ich das Rezensieren, so wie du es betreibst, verschwendete Perlen finde, weisst du; aber wenn der Gegenstand des Rezensierens Schriften sind, die deiner Domäne, der Nibelungen-sage, angehören, so gräme ich mich weiter nicht: ob du nun in dieser oder jener Form dich in den Stoff einbohrst, ist Nebensache.

Dass du uns die Folkeviser so lange vorenthältst, bedaure ich aus egoistischem Grunde. Wir hätten diese Quellen gern bald vor uns, endgiltig, so wie du sie nun eben präparieren wirst. Da die weitere Arbeit für die Edition unmöglich gross sein kann, hättest du sie vermutlich im letzten Winter erledigen können, wenn dir nicht Polak und Genossen an den Schuhen gehangen hätten.

Du sagst, du brauchst für diese Edition eine grössre Bibliothek. Ich bringe dir die grösste des Reiches in Erinnerung. Komm in den nächsten Osterferien her und benütze die königliche nebst ihrem bescheidenen Supplement, der Heuslerschen! Eine vorläufige Anregung! Jedenfalls würde ich die Edition dieser Lieder nicht davon abhängig machen, dass du in eine Universitätsstadt versetzt wirst.

Deine Scherze über meine Fruchtbarkeit, du arger Spötter, hätten mich zu andern Zeiten tiefer ins Herz verwunden können; aber eben bin ich gutmütig aufgelegt, ja in gewissem Sinne lebensbejahend wie nicht mehr seit meinen weiland jungen Ehemannstagen. Woran es liegt, weiss ich nicht; es wird ja wohl anyhow geschlechtlich begründet sein, eine reichlichere Absonderung gewisser Säfte in abdominalen Regionen, was weiss ich! Verliebt bin ich nämlich zum Glück nicht – damit du nicht etwa auf diese nächstliegende Erklärung fällst! – vielmehr lebe ich temperiert und nahezu monogamisch mit meiner kleinen Colbergerin,[2] die seit Oktober mit Feuereifer schneidert, wohl auch wirklich natürliche Begabung dafür hat.

Doch was ich sagen wollte: es ging natürlich wieder langsamer bei mir, als ich am Semesterschluss erwartet hatte! Die Sturlungen nahmen mir nicht zwei sondern 4 1/2 Wochen weg; ausserdem war es keine Arbeit, die einen noch während der Fertigstellung fördert und in Zeugungslaune setzt; es war nur das Abspinnen einer Spule, deren Faden man zum voraus kennt. Am 8. April wurde die letzte Taste in sturlungischem Dienste gedrückt. Dann gings also an Kahle, 2. Auflage. Hier muss ich nun einmal gestehn, dass meine Tempoerwartungen mich nicht täuschten; diese grammatische Arbeit ist in der Tat etwas leichteres, müheloseres als die literargeschichtliche usw. Ich habe ordentlich das Gefühl, dass man den zerebralen Kessel unter schwächeres Feuer nehmen muss als bei den kulturgeschichtlichen, psychologischen Arbeiten. Selbstverständlich bin ich mir bewusst, dass diese grammatische Tätigkeit keine eigentlich produktive ist, mehr nur eine ordnende. Von Kahlen kann ich so gut wie nichts stehn lassen; je näher man seine Leistung ansieht, umso man-

gelhafter erscheint sie einem, und wíe abhängig von Noreen, in fast komischer Weise! Also es ist tatsächlich eine Neuarbeit, aber mein Kollegheft bietet mir immerhin das meiste zu bequemer Benützung. Freilich habe ich auch gehörig Larsson, Ordförråd, gewälzt und meine Kenntnisse verbessert.

Ich bin in vier Wochen bis ziemlich zum Ende der Substantivflexion gekommen; dann hab ich bei Streitberg angefragt, ob er erlaube, die Flexion nach anderem Plane als in seinen übrigen Elementarbüchern zu behandeln, nämlich mit Nebendruckung der gotischen Paradigmen (dárauf hatte mich Leyen gebracht) und kurzer Vergleichung der isl. mit den got. Formen. Er war nicht so gánz erbaut von dem Plan, da er Konkurrenz mit seiner Urgerm. Grammatik befürchtete, überliess mir aber hochherzig die Entscheidung, und ich versprach ihm dafür, die Vergleichung in tunlichst bescheidenen Grenzen zu halten p.p.

Eine Unterbrechung brachte dann die Anzeige von Sievers «Rhythmisch-melodischen Studien»[3] (nur gesammelte Artikel von früher, leider, keine neue Begründung). Hinneberg erlaubte eine ausführliche Behandlung, wie für einen Leitartikel seiner DLZ. Ich habe die Gelegenheit gerne benützt, um endlich einmal (væri sǿmra fyrr)[4] öffentlich Widerspruch zu erheben gegen diese Lehre; wenn ich so privatim über die Sache höhnte, überschlich mich manchmal ein böses Gewissen, dass ich öffentlich geschwiegen hatte. Ich bilde mir nicht ein, dass ich auf Sievers und Genossen irgendwie erzieherisch wirken werde; ich mache mich darauf gefasst, dass sie mich kurzer Hand als einen rückständigen Melodietauben zurseite schieben. Item, es war mir etslags[5] persönliches Bedürfnis, und ich habe mich zu einer sólchen Höflichkeit und humorlosen Trockenheit herabgedämpft, dass Rotter und Thalbitzer, denen ichs gestern vorlas, die glacéhandschuhige Mattigkeit bedauerten: aber Sievers soll diesmal nicht sagen können, wie ers bei Hoffory tat, er gönne seinen Gegnern das Vergnügen kleiner Spässe u. ä.

Jetzt, wenn Thalbitzer weg ist (von Mittwoch an), hoffe ich wieder zur Grammatik zurückzukommen. Die Vorlesung über Heldensage lässt immerhin viel Zeit frei; allerdings ordne ich diesmal, zum ersten Mal, nicht nach den poetischen Typen, sondern nach den Völkerstämmen, und das heischt natürlich da und dort neue Zwischenkapitel und andere Umredigierung. Die Zahl der Hörer ist erfreulich gestiegen: vor drei Jahren waren es in diesem selben Kolleg einige 40, jetzt wohl gegen 70. Aber zu denken gibt mir, dass ich als Uebungshalter offenbar den Ruf eines abschreckenden Dozenten geniesse: es sind wieder 6 – 8 Leutchen, die sich zur Bandamanna saga versammeln, also doch einer genussreichen und (vermöge des Spezialglossars) mühelosen Lektüre. Schon seit Jahren hat die Zahl meiner Ueber abgenommen: nachdem ich eine Zeitlang auf gegen 20 Leute gerechnet hatte, bin ich jetzt schon ganz daran gewohnt, dass die erste Stunde vor einem Dutzend beginnt und dass nach wenig Tagen das halbe Dutzend erreicht ist. Da ich auf die Uebungen fast das meiste Gewicht legen würde, finde ich dies einen ernstlichen Uebelstand; es ist wirklich gut, wenn Meister Neckel nicht zu lange auf sich warten lässt – d. h. wenn ich ihm nicht zu spät meine Kanzel abtrete!

Den Kaarle bitt ich dich zu behalten: ich habe das Heft doppelt. Es ist wertvoll, dass man hier eine schroffe und verhältnismässig zusammenhängende

Formulierung dieser extremen Ansichten gedruckt vor sich hat. Auch ich kann an den entscheidenden Kreuzwegen nicht mit Krohn zusammengehn. Seine Anschauung ist auch nicht ganz frei von Chauvinismus: er will seine Finnen auf éine Stufe setzen mit den Germanen; díese sollen ebenso unselbständig den andringenden südlichen Massen gegenübergestanden haben wie im 16.17. Jahrhundert die Finnen. Thalbitzer erzählte mir, er habe mit angesehen, wie Krohn und Olrik sich einmal über solche mythologischen Grundfragen in die Haare gerieten; es habe ordentlich Funken gesetzt.

Deine Erklärung von Atlamál 2,1 finde ich gut; die Wagschale sinkt mir nach einigem Schweben zu ihren Gunsten herab. Die fülligere Behandlung der Sig.forna-Prosa soll erwogen werden für die 2. Auflage – Diederichs hat ich weiss nicht wieviel Tausende drucken lassen, also diesen Vorschlag mag dann Edward meinem oder Genzmers geistigem Erben und Fortsetzer wiederholen! Am meisten spitze ich auf deine Meinung über die Bjarkamál. NB.: die neue Konstituierung des Textes ist restlos Genzmers Tat; ich hatte ihn nichteinmal dazu angereizt. Aber das Ergebnis finde ich besser als bei Olrik-Ranisch;[6] über manche Stellen, sjálfsagt, lässt sich handeln. Aber vergleich doch einmal Str. 13 14 (Genzmer) mit dem betr. Pendant! Post festum hat Genzmer auch das Ingeldslied neu gedichtet, und zwar mit 17 Strophen statt der 33 Olriks. Auch damit scheint er mir einem nordischen, nicht-mönchischen Liede näher gekommen zu sein.[7]

Ja, die Chancen von «Thule», was soll man dazu sagen? Du weisst, dass mir imgrunde das ganze Massenunternehmen gegen den Strich geht, obschon ich mithandlangre. Auch ich zweifle sehr, ob plötzlich der deutsche Leser sich in Saga berauschen wird, nachdem er jahrzehntelang seine Wurstigkeit gegen sie greifbar dokumentiert hatte. Obs die Sammlung auf mehr als 6 Bände bringen wird? Indessen, Diederichs würde vielleicht sagen: auch diese Bände «gehn» nur darum, weil ich sie in einen pompösen Rahmen hineingestellt habe, sie als Teil von «Thule» ausposaunt habe: denn die heutige Sortimenterei will starke und massive Ankündigungen. Jedenfalls: wünschest du ernstlich, deine Uebersetzungen gedruckt zu sehen dann zögre nicht lange mit ihnen!

Adieu, ich muss fortstürzen, zu Morf, wo einige Kollegen sich um Meyer-Lübke scharen werden. Alles Gute und Grüsse an Olga!

And.

1 Dän. «wunderbar».

2 Heuslers aus Kolberg stammende Freundin; vgl. Brief Nr. 104, wo er von seiner «kleinen pommerschen Freundin» spricht. Außer dem Kosenamen Elfi in Brief Nr. 105 läßt sich ihr Name nicht mehr ermitteln.

3 S. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 221.

4 Aisl. «früher wäre besser gewesen».

5 Dän. «eine Art».

6 Bjarkamál in Ranischs Übersetzung der Olrikschen Rekonstruktion, in: *Nordisches Geistesleben in heidnischer und frühchristlicher Zeit,* ²1925, 181 – 190.

7 Vgl. das Ingjaldslied bei Olrik – Ranisch, 190 – 198.

95.

Berlin 25. November 1912

Mein lieber Ranisch, also ich habe zu danken 1) für einen Brief vom 8. September (long ago!), 2) für dein Preislied auf Genzmer – Heusler.[1] Dass du hierfür nicht so sehr Trompeten- als milde Klarinettentöne angestimmt hast, machte die Wirkung keineswegs schwächer: die ruhige Sicherheit, womit du Genzmern unter die Voss, Schlegel und Genossen erhebst, hat etwas unbedingt überredendes. Man muss sagen, dieser Eddaband hatte bisher une bonne presse; ob Freund Gering zu einem wuchtigen Gegenschlag ausholen wird?

Deine Ibsenitis ist nunmehr, schätze ich, vorüber. Ich bin begierig, was du zu erzählen hast. Bei deiner sprichwörtlichen Gründlichkeit wirst dus nicht drunter getan haben, wirst du dir eine neue Auffassung Ibsens angeschafft haben. Jetzt nehme ich dich also wieder für die sonstige Wissenschaft und Literatur in Anspruch.

Eben habe ich eine kleine Pause zum Luftschnappen. In den letzten 3 Monaten lag immer etwas viel auf meinem Schreibtisch; und die mehreren Eisen im Feuer, auch wenn sie so klein und harmlos sind, – es ist nicht mein Fall! Da war also zuerst die Syntax für den Kahle redivivus. Ich war prächtig ungestört 5 oder 6 Wochen lang, und ich gewann die etwas fiebrige Temperatur, die mir zum Vorwärtskommen nötig ist. Am Anfang hatt ich bedenklich den Eindruck: du schreibst, was du erst den Tag vorher gelernt hast! Denn ich habe ja nie über Syntax gelesen; und du weisst, *worüber* wir (Universitätsmenschen) nicht lesen, *das* lesen wir nicht! Kurz, ich fühlte mich als blutigen Neuling. Aber allmählich wurde das besser; das Gefühl für die syntaktischen Dinge stellte sich ein, und ich wurstelte mit wachsendem Vergnügen weiter. Ich habe mich auf den popularen Standpunkt gestellt: dieser Abschnitt «Zur Satzlehre» soll nicht ein Bild von allgemeiner, systematischer Syntax geben, sondern den Anfänger in die Besonderheiten des aisl. Satzbaues einführen. Da konnt ich denn nach Herzenslust díe Dinge herausheben, die eigenartig isländisch sind (nur Prosa), und brauchte mich um die pedantische Vollständigkeit nicht zu kümmern.

Zu Ende der Ferien waren auch die Teile über Laut- und Formenlehre reingetypt: bei solcherart Texten ist das eine zeitraubende Sache, man kann nicht recht drauflos hämmern. Und dann kam, mit Seufzen begrüsst, die Vorbereitung aufs Semester! Gleichzeitig machte Hinneberg ein Attentat auf mich: meine zwei Artikel für die «Kultur der Gegenwart» sollen im Laufe des kommenden Jahres ihrer Bestimmung zugeführt werden,[2] und Hinneberg fragte an, ob ich sie erweitern wolle; ihm wäre das lieb, besonders bei der Altn. Literaturgeschichte, da diese mit der Neunordischen von Schück ein Bändchen für sich bilden solle: deshalb weil man die Hoffnung auf Brandl und Roethe aufgegeben hat!! Für die Religion schlug ich die Bitte ab: jene dir bekannte dünne Skizze ist ein auf éinen Sitz herunterzulesender Aufsatz und verträgt keine Ausweitung. Es kommt dazu, dass ich keine rechte Liebe habe für die agerm. Religion, diesen Jagdgrund der mageren Quellen und der fetten Hypothesen. Jemehr die Spekulationen das Ueberlieferte überwuchern, umso kühler wird

meine Neigung zu dieser Disziplin; du weisst, ich bin ein deskriptiv angelegter Mann. – Dagegen die Literaturgeschichte konnte allerdings die Mastkur nötig brauchen: ich erschrak ordentlich, als ich nach der achtjährigen Trennung das schmächtige Kind wieder zu Gesicht bekam. Es war wie ein Skelett aus einem Kollegheft! Nun konnten also Gedichtproben, meist von Genzmer, eingelegt werden, und auch sonst stopfte ich da und dort hinein: etwas gründlich neues wollt ich nicht daraus machen, das hätte mehr Zeit und Ruhe erheischt; also nur eine verdickte Auflage des Stadiums von 1904. Komisch ist übrigens, wie wenig ein solches Verfahren fleckt: Hinneberg behauptete, jene erste Fassung ergebe 24 Druckseiten, und nun, nachdem ich gestopft und genudelt habe nach Kräften, bin ich nicht gross über die 40 Seiten hinausgekommen! Ob feine Stilnasen den Unterschied merken werden zwischen dem blasseren Stil von 04 und dem volkstümlich-satteren von 1912, sei dahingestellt! Mein ganzes Bestreben ging dahin, nicht langweilig zu sein; die Genzmersche Edda hat mir neuerlich gezeigt, wie schwer ich das Studierstubenhafte loswerde. Ich hab also mit Begier, bei der Skaldendichtung, die Anekdötchen aufgegriffen, und Olriks Geistesleben hab ich erst nach Abschluss vorgenommen, um zu sehen, ob ich gár zu notwendiges vergessen hätte.

Jetzt muss nun endlich die zweite Auflage der «Isländergeschichten» erledigt werden; eine grosse Sache ist das ja nicht, ein andrer hätts spielend neben dem übrigen besorgt.[3]

Die Vorlesungen geben vorläufig nicht sehr viel zu tun. Erst gegen Semesterende wirds mit der Mythologie böse werden: ich lese sie nämlich dreistündig, das letztemal wars zweistündig; die Folge ist, dass ich die letzten 4 – 5 Wochen ganz neu zu büffeln haben werde. Es graut mir ein wenig vor diesem dicken Ende: seit ich weiss nicht wievielen Jahren hatt ich nicht mehr drei Kollegstunden die Woche neuzuschreiben. Im übrigen werde ich diesen Winter hauptsächlich Korrigiermaschine sein, wenn nun Winter und Weidmann beide ihre Sendungen loslassen gegen mich.

Diesen Winter lese ich zum erstenmal «Metrische Uebungen an Braunes Lesebuch», einstündig. Es hat sich eine schwere Menge dazugefunden, wohl dreissig. Darunter auch einige, die vorm Jahr meine Verslehre hörten, also eine Ahnung von den methodischen Kunstgriffen haben. Die bisherigen Stunden waren nicht unbelebt. Das nächstemal soll nun der 2. Merseburger Spruch nach den verschiedenen Theorien rezitiert werden; ob das was rechtes werden wird? Ich gehe nicht darauf aus, die anderen Theorien in den Staub zu treten. Es wäre mir lieb, wenn sich gewiegte Verteidiger Lachmanns und der «Typen» fänden.

Du kommst in deinem letzten Brief auf die Helreið zu sprechen. Es ist ja richtig, auch bei Panzers Deutung bleibt das Schwanhemdmotiv entnervt, seiner organischen Spitze beraubt; denn es müsste eben die Vermählung auf den Hemdenraub folgen, nicht eine Verlobung mit Zurückgabe des (der Walkyrje vermutlich notwendigen) Gewandes. Allein, bei Panzers Deutung behält das Motiv wenigstens seine erotische Stimmungsfarbe: es ist ein Liebhaber, der das Gewand raubt. Dies scheint mir wesentlich. Ich hab es schon immer als Missklang empfunden, dass Agnar, der doch als Liebhaber hier nicht in Be-

tracht kommen dárf, diesen Zug erhält, der fast notwendig die Vorstellung auf ein Liebesverhältnis hinlenkt. – Str. 11 ist auch nach meiner Meinung ein angeflogenes Motiv aus der Skamma (oder ihrer Quelle); aber der Helr.-dichter kann ja nicht im Ernst geglaubt haben, Brynhild habe sich damals stillschweigend dem herrlichen Sigurd gelobt; denn er denkt sie sich doch als fest Schlafende! Er kann jenes Motiv («er überstrahlte alle – nämlich in meinen Augen») nur gedankenlos aus dem ältern Gedicht aufgenommen haben (cf. LdL. S. 27). Und dann ist das «eiðrofa»[4] doch besser aus Panzers Vorverlobung zu erklären. Das «ástalausa»[5] finde ich neutral: es fügte sich auch gut zu der Form ohne Vorverlobung, sofern eben der minderwertige Gunnar die Liebe Brynhilds nicht ausfüllt.

Vor einigen Wochen schickte mir Mogk einen kurzen Aufsatz,[6] worin er sich dem vielstimmigen Proteste gegen Nansens Vínlandphantastereien[7] anschliesst. Ich schrieb ihm eine Karte, worin ich seiner Hauptthese zustimmte und beifügte, die Vermutung über Bischof Brands Verfasserschaft der Eiríks saga scheine mir unglücklich. Darauf replizierte er mit einer wunderlich gereizten Karte: es sei doch erlaubt, Vermutungen zu äussern, die man nicht völlig beweisen könne; ich hätte ihn falsch verstanden p.p. Er ist ein fast unbegreiflich konfuser Kopf; aus allem weiss er eine Verwirrung anzurichten. Die berühmte literarhistorische Stelle der Sturl.s. will er nach der Ólsenschen (richtigen) Deutung[8] auffassen und dennoch daraus herauslesen, Bischof Brand sei doch wohl ein Sagaschriftsteller gewesen![9] Die simpelsten Enteneller's[10] bestehn für den Mann nicht! Es bleibt mir ein Rätsel, dass er bei Leuten wie Kaarle Krohn mit so viel Achtung zitiert wird und überhaupt bei den sonst so überlegenen Skandinaviern eine gewisse Autorität geniesst.

Leb wohl, lieber Freund! Es gäbe zwar noch manches zu plaudern, aber ich will heut einen guten Anfang machen mit frühem Zubettgehn nach wochenlangem Nachtarbeiten. Treulichst

And.

1 Vgl. Ranischs Schriftenverzeichnis Nr. 50.

2 Von den beiden Artikeln wurde nur: Die Altgermanische Religion in Hinnebergs *Kultur der Gegenwart* veröffentlicht; s. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 226.

3 S. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 224.

4 Aisl. «eidbrüchig».

5 Aisl. «ohne Liebe».

6 Nansens Hypothesen über die Entdeckungsfahrten der Nordmannen in Amerika, in: *Mitteilungen der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache u. Altertümer zu Leipzig* (1912), 17.

7 Fridtjof Nansen, *Nord i Tåkeheimen,* 1910 – 11, in deutscher Übersetzung: *Nebelheim. Entdeckung und Erforschung der nördlichen Länder und Meere,* 2 Bde., Leipzig 1911.

8 Björn Magnússon Ólsen, *Om den såkaldte Sturlunga-Prolog og dens formodede vidnesbyrd om de islandske slægtsagaers alder,* (= Christiania Videnskabs-Selskabs Forhandlinger for 1910, No. 6).

9 Brandr Sæmundsson, gest. 1201, Bischof von Hólar. Nach Ólsens Meinung, der *Sturlunga-Prolog* spreche nur von bis zu Brands Tod geschriebenen Gegenwartssagas, ist die Autorschaft Brands von Sagas älteren Stoffs mindestens sehr zweifelhaft.

10 Dän. «Entweder – Oder»'s.

96.

Berlin 13. Januar 1913

Mein lieber Freund, wärest du jetzt hier, so könntest du Stümpen[1] bei mir rauchen, von unzweifelhafter Echtheit: hab sie selber mitgebracht, über die Grenze geschmuggelt – und es bleibt wahr, es ist ein ganz besondres Kraut!

Im übrigen wünsche ich euch, dass ihr den neuen Jahrgang gesund angetreten habt und ferner viel Gutes darin erleben möget.

Wenn Bertha und die kaiserliche Post ihre Pflicht getan haben, ist bei Olga ein puochelîn angerückt, betitelt Svizzero,[2] bei dem sie sich gefragt haben mag, was es für einen Bezug auf sie habe. Zu antworten ist, dass ich für ein solches Patenkind einige Propaganda mache; dass mir das Buch, auch abgesehen von der Widmung, amüsant und lehrreich vorkommt, würdig von Olga gelesen zu werden. Dazu mag Olga nehmen, dass sie den Autor einmal bei uns, am Schöneberger Ufer, gesehen hat (es war der glattrasierte, jugendlich aussehende Pfarrer, damals frisch aus Chicago kommend).[3] Endlich hegt ja Olga wohl einige Sympathie für die Schweizer, und schliesslich bringt sie aus ihrer Sängerinnenvergangenheit die nötige Kunde des Italiänischen mit, um die betr. Sätzlein zu verstehn. Man hat nicht immer so viel Gründe dafür, ein Buch zu lesen!

Dank für deinen Brief vom 15. Dez.! Aus dem, was du über deine Ibsenvorträge sagst, sehe ich von neuem, dass du ganz anders als ich zum Dozieren, Lehren, Vortragen (wie dus nun nennen willst) disponiert bist als ich. Ich hatte nach solchen dozierenden Sonderleistungen eigentlich immer eine leichte Magenverstimmung; ein gewisses Gefühl, dass die Sache mehr gut gemeint war als gut geraten. – Ibsen als «Dichter des Protestantismus» ist gut! für die séhr linken Theologen, würde ich vorschlagen; aber mag sein, dass es ausser den ganz rechten bald nur noch solche séhr linken geben wird. Dass das ethische Rückenmark in Ibsens Weltanschauung mit dem protestantischen Purismus erhebliches gemein hat, liegt am Tage; wer noch einige Perzentchen Christentums gerettet hat, muss sich imgrunde bei Ibsen wohliger fühlen als bei Goethen; bei diesem lauert doch immer der Eros verführerisch schön sub herba, und auf diesen Gott war Ibsen lebenslang schlecht zu sprechen. Und dass die christliche Mythologie bei Ibsen bis zur Unsichtbarkeit verflüchtigt war, das kann jenen Linken nur sympathisch sein.

Du nennst da eine Menge Ibsenliteratur, die mir unbekannt ist; ich habe eben seit jenem Kolleg, 1903,[4] so gut wie nichts mehr über ihn gelesen, nicht einmal vollständig die nachgelassenen Entwürfe, die ja heute eine ganz andre Behandlung seiner Werke ermöglichen als vor 10 Jahren. Dass du findest, G.

Brandes stehe trotz allem innerlich weit ab von Ibsen, mag wahr sein und ist ein Beitrag zur Judenfrage. Weiter ab als Rich. M. Meyer von Goethe oder Nietzsche steht er wohl kaum; woraus du nicht schliessen sollst, ich hätte diesen Nietzsche, den Meyerschen, gelesen oder dächte ihn zu lesen; die Probe Goethe genügte mir.

Da ich grade von Meyer rede: die letzten Tage haben mir die wohltuende Ablösung von ihm gebracht, dem halben Zustande ein klärendes Ende gemacht zwischen uns. Es kam plötzlich wieder eine Einladung von ihm. Trotzdem er und noch deutlicher seine Frau, wo wir uns am dritten Orte trafen, eine gemessene Kühlheit markiert hatten. Ich schwankte, ob ich mich hinter einer Ausrede verstecken oder ein ehrliches Wort wagen sollte; denn hingehn konnt ich nicht: dazu hab ich, innerlich und auch gegen Freunde, zu viel ungünstiges über ihn gesagt. Ich entschied mich für die Ehrlichkeit und schrieb seiner Estella einen Scheidebrief, der die innere Beleidigung, die unvermeidliche, nach Kräften in ein höfliches Gewand zu stecken suchte. Die Schwierigkeit lag ja darin: ich durfte ihnen gar nicht sagen, wás ich gegen ihn habe (dass ich seine 2malige Bewerbung um meinen Akademiestuhl ehrlos finde); ich musste also die kühleren Beziehungen zwischen uns als eine gegebene, nicht weiter zu begründende Tatsache behandeln und erklären, dass es mir aus dieser Stimmung heraus unmöglich sei, ihre Gastfreundschaft weiter zu geniessen. Es blieb ein Affront; und ich muss Meyern bescheinigen, dass seine Antwort, den Umständen nach, anständig, ja sogar vornehm war. Er betonte natürlich, dass die Schuld auf meiner Seite liege; dass er eben durch diese Einladung die Kühle zwischen uns habe erwärmen wollen ... er hatte damit Recht, da er eben mein wahres gravamen nicht kannte! Item, ich atme auf, dass dieser zweideutige Posten in meiner Buchführung nun gestrichen ist.

Um zu Ibsen zurückzukehren: dass ich einmal und nicht wieder über ihn gelesen habe, hat nicht diesen präsentablen Grund, den du nennst (mangelhafte Vertrautheit mit der Philosophie usw. des 19. Jhs.), sondern ist einfach in meiner Physis begründet: es macht mich nervös, wenn ich vor einigen Hundert sprechen muss. (Das Wort nervös darf man ja seit einiger Zeit wieder vor dir brauchen!) Nervös unmittelbar: ich habe eine Art Platzangst vor so viel auf mich gehefteten Augen. Und nervös mittelbar: meine Stimme oder Sprechtechnik sind zu mangelhaft, um den grösseren Raum zu füllen, ohne dass ich mich zu einem lauten, aufgeregten Tenor steigere, der mir nicht natürlich liegt und der zu dem Thema Ibsen doppelt schlecht passt. Namentlich die improvisierten Sätze spreche ich ungut, entweder zu undeutlich, als Causerie, oder zu pathetisch und lärmig. Ein abgewogenes, mit den Sprechmitteln haushaltendes Reden bringe ich nur bei memorierten Sätzen auf; und ein durchgeführtes Memorieren ginge mir jetzt noch mehr gegen den Bart als vor 10 Jahren. Wären diese sehr gebieterischen Gründe nicht, ich hätte nicht ungern dieses Kolleg wieder aufgenommen. Ich hätte dann die Werke vor den ‹Stützen› in eine Einleitung zusammengedrängt und die 12 späten Opera eingehender behandelt als damals, wo ich zwei bis drei Stück in einer Stunde zu schlagen hatte!

Dass ich das «Sprechen» in all den 22 Jahren meines Dozierens nicht gelernt habe, wurde mir vorgestern wieder fühlbar, als ich auf einem Schweizerfest

den Trinkspruch auf Reich und Kaiser auszubringen hatte. Die – sehr harmlosen – Worte waren gedacht in einer gewissen biederen Gutmütigkeit, mit einem leichten Grundton von Humor: aber ich stak nach drei Sätzen schon in einem aufgeregten, demagogischen, schreierigen Ton. Nicht als ob ich Angst gehabt hätte: aber die muskelgelöste Nonchalance des geübten Redners wollte nicht kommen. Und dies vor 70 Leutchen in einem Saal halb so gross als das Auditorium maximum.

Für deine Nordlandsagas[5] darfst du die Zeit nicht kurz bemessen. Sie gehören nicht zu den leichteren. Du hast ja wohl die Glúma und die Liósvetn. behalten, auch die Valla-Lióts saga? Die erste hat jenen archaischen, kernigen Stil, der sehr viel schwerer zu treffen ist als die Diktion einer Gunnl. oder einer Høns. Und die Liósv. hat verdammt spröde Stellen, bes. den Eingangsteil, den ich unbedenklich das schwierigste in den Ísl.ss. nennen würde. Vielleicht nimmst du die Viser doch vorher. Ich kann mir kaum denken, dass Diederichs dich sehr drängen wird; denn sein Geschäft geht ja mit den übrigen Thulebänden so flott vorwärts: Neckel ist ausgedruckt; irgend ein andrer soll auch schon fertig sein (Meissner Laxd.?). Der Mendelssohnsche Band ist auch schon heraus, leider!: es tut mir leid um die zwei feinen Nummern, Fóstbr. und Fær., die an diesen des Altisl. und des Nhd. gleich wenig kundigen Mann geraten sind.

Wie findest du Niedners Einleitungsband? Die Anfangsstücke scheinen mir am besten gelungen; da fängt er es geschickt an, den ahnungslosen deutschen Leser an seinen spärlichen Nordlandskenntnissen zu packen. Günstigerweise schrieb ich an Niedner, eh ich weiter gelesen hatte, eine lebhaft lobende Karte; der Mann ist Lobes recht bedürftig. Auf der Fahrt nach Basel las ich das übrige, und da hätt ich nicht mehr so loben können. An positiven Unrichtigkeiten steht mehr darin, als man gern in Kauf nähme. Und es ist im ganzen doch nicht belebt, nicht volkstümlich genug: es ist eine gewisse akademische Starrheit, obwohl die Sprache mit Erfolg von der Saga-Einfachheit gelernt hat. Eine Sache für sich ist, dass ich manche Dinge anders sehe als Niedner: dás ist natürlich kein Tadel. Schliesslich imponiert mir der Band doch durch seine allgemeine Höhe: wie Viele hätten so etwas so selbständig machen können unter uns Heutigen? Es ist doch alles aus den Quellen heraus gearbeitet, aus Autopsie. Wie wäre es geworden unter Mogks Hand! Imbesondern ist seine Selbständigkeit dem Olrikschen «Geistesleben» gegenüber zu rühmen; es hätte nah gelegen, sich diesem Führer anzuvertrauen, aber Niedner hat etwas ganz eigenes gegeben. Es zeugt übrigens auch für die Vielseitigkeit des Objektes, dass man es auf zwei so gánz verschiedene Arten schildern kann! (Gewiss war ja schon die Aufgabe nicht dieselbe: Island hier im Mittelpunkt, dort nur Aussenprovinz.)

Mein Strafrecht[6] macht bei den Juristen kein Glück. Freund Schreuer hats in der DLZtg[7] behandelt, und wenn du meiner Sievers-Rezension das Lob gespendet hast, sie lehne in vornehmer Weise ab, so kann man Schreuern das höhere Lob zollen, dass er in freundschaftlich-liebenswürdiger Weise ablehne. Es ist eine Rezension, die man vor den Spiegel stecken kann, obgleich sie dem Autor sagt, er habe nicht erreicht, was er erreichen wollte. Die Schule von

gamle Maurer[8] kam dann aber zu Worte durch Schwerin in der Savignyzeitschrift,[9] und da blies der Wind aus einer andern Ecke. Ich habe schon unhöflichere, persönlich unfeinere Kritiken erlebt (wie meine Haut denn ziemlich viele Striemen zeigt von den Händen meiner Rezensenten), aber keine, die mich mit so gründlicher Geringschätzung von oben herab behandelt hat. Hätte ich Ansätze zum Hochmut gezeigt (dieser schlimmsten Sünde nach christlicher Lehre), so wären sie durch Schwerin an der Wurzel abgemäht worden. Sogar in den literarischen, philologischen Dingen steh ich als armer Schächer da vor diesem Richter. Zum Verständnis muss man nehmen: es ärgert die Juristen notwendig, wenn ein Aussenseiter mit der halbdilettantischen Terminologie usw. auftritt. Uns ärgerts ja auch, wenn ein Breysig und Genossen über die Edda fabeln. Dazu kam bei Schwerin, dass er meine Schrift als Insulte gegen salig[10] Maurer empfand; mit ethischer Entrüstung wehrt er es ab, dass ich irgendwo einen Schnitzer Maurers aufgedeckt habe, und dazu dann noch die unüberbrückbare Kluft zwischen der «Begrifflichkeit» der Strafrechtler und dem gesunden Menschenverstand (wie es uns erscheint) bei uns Nichtjuristen. Aus diesen Ingredienzien braute sich die Rezension zusammen.

Günstiger scheinen mir die Historiker zu sein. Krammer[11] (der Editor der Lex salica in spe, berufsmässiger Monumentist) glaubt mir alles und schliesst mit den Worten, die einen Verf. mehr freuen können als alles Lob: «Ich begrüsse die Ausführungen H.s mit bes. Freude, da mich die Betrachtung südgerm., nl. fränk. Quellen zu ähnlichen Ergebnissen geführt hat. Die offizielle Rechtsaufzeichnung der sal. Franken, die Lex Salica, gibt das nicht rein wider, was von der germ. Bevölkerung als ihr Recht empfunden wurde, sondern dies nur fortgebildet zugunsten der Stärkung staatlicher Gewalt und kasuistischen Sinnes. Das – in Wahrheit – alte Recht der sal. Franken lässt sich nur erschliessen, es war ungleich schlichter und volksmässiger gehalten, es liess der Selbsthilfe grössern Spielraum und gemahnte auch noch in anderem an die Normen des Sagarechts.» – Das ermutigendste aber war für mich, dass mir Ebbe Hertzberg einen langen Schreibebrief schrieb, worin er meinen wesentlichen Themen zustimmt (verzeih, falls ichs schon geschrieben habe! es war schon im Juli, und mein Gedächtnis wird auch in anderem kläglich).

Jetzt bin ich Korrigiermaschine: Winter legt mit dem Elementarbuch ungemein rüstig los, es sind schon 7 Bogen, z.T. erst in Fahnen, gesetzt. Bedachtsamer gehts bei Weidmann-Karras mit den Zwei Isländergeschichten. Diese erhalten nun bessere Typen, bei dem selben Drucker, der die Sagabibliothek[12] druckt. Für das Bändchen muss ich noch eine Kartenskizze zeichnen; auch die Einleitung heischt ziemlich viel Arbeit. Hoffentlich ist das alles erledigt, wenn die letzten Semesterwochen kommen, in denen ich das mythologische Kollegheft ganz neu machen muss!

Den Jahreswechsel erlebte ich bei Neckel und Frau. Neckel ist in erfreulichster Verfassung; pass auf, der wird sich so machen, dass auch dú mit ihm zufrieden wirst. Braune machte mir einen ausgezeichneten Eindruck; ein lieber alter Herr, voll väterlicher Gesinnung für Neckel. An Verleger Winters Tafel hab ich einmal geschwelgt; der Mann weiss zu leben, der richtige Pälzer. Oede und eingedörrt wirkte Hoops; als ich so neben ihm durch den Wald schritt,

sagte ich mir: mit dem hättest du auch gár nichts gemein, wenn du in der selben Stadt mit ihm lebtest!

Alles Gute! Treulich dein

And.

Trotz ungebührlicher Länge des Briefs noch ein Nachtrag! Es ist mir über Tisch noch einiges eingefallen.

Zu deinem Brief: einen «Wirrwarr» schreibe ich der Helr. nicht zu. Ihre Sagenform halte ich für durchdacht, mag man sie nach Panzer oder in der frühern Weise auffassen. Aber deine Frage ist allerdings berechtigt, ob evt. eine Saga voranging, die diese ungewöhnlichen Züge ex professo darstellte und damit den andeutenden Rückblick männiglich verständlich machte.

Der Apparat ist ja etwas gross! Dürfen wir solche Sigurþar sǫgur à discrétion annehmen? Vielleicht genügte es, wenn der Vortragende ante oder post festum ein paar Erklärungen gab: «das ging nämlich só zu ...» Dies rührt an die früher von uns besprochene Frage, wieweit eddische Gedichte auf kurze Prosakommentare rechneten. Olrik schien ja, im Sept. 1911, nichts davon wissen zu wollen; er berief sich auf die lebenden Balladen, die auch nur andeuten und doch keine Prosaergänzung kennen.

Von Jiriczeks neuer Auflage der Heldensage[13] bekam ich die Fahnen zur Durchsicht. Was ist Jir. für ein Mann der Kompromisse! Diesmal nóch mehr als vor 8 Jahren. Regelmässig, wo eine neue Ansicht aufgestellt worden ist, zieht er die geometrische Mitte zwischen ihr und der früheren. Manchmal aber *gibt* es eben keine solche Mittellinien! dann nehmen sich seine Versuche putzig aus. z. B. will er den alten, schiefen Satz: «wgerm. Stabreimdichtung = stichisch, eddische = strophisch» mit der besseren, Neckelschen Auffassung vermählen; oder dem geliebten Melodram will er ein Winkelchen retten; er versteckt sich hinter den Ausdruck Harfengriffe (als Begleitung der Sprechrezitation) und sagt, man brauche ja dabei nicht an *akkordische* Griffe zu denken; – aber einstimmige hätten doch gewiss ein homophones Singen erfordert! Und wo ich eine widersprechende Glosse mache, da ist seine häufigste Antwort: so war es nicht gemeint! – Bei jener Cædmonszene im Kloster, wo die Tischgäste cantieren, sagt er: man dürfe nicht an Epen wie Bw. denken, sondern an Lieder wie das Hildebr. Ich frage ihn, ob er solche Lieder hier wirklich wahrscheinlicher finde als kleine Vierzeiler, «gesellschaftliche Kleinlyrik». Worauf er erwidert: es sei ihm hier nur auf den Gegensatz von grossen Schriftwerken und kürzeren Gesängen angekommen!

An seiner Behandlung der Sigfridsagen wirst du noch weniger Freude haben als in der vorigen Auflage. Er legt sich diesmal noch stärker in die naturmythischen Riemen; der Aufsatz von Henning über die Brünhildenbetten[14] hat ihn mächtig inspiriert; es entwickelt sich viel Wagnersche Waldespoesie mit erklecklichen kultischen Einschlägen. Auch Magnus Olsens Unglücksaufsatz über die Vegetationsgöttin Gerþr (in den Skirn.) wirkt befruchtend ein.[15] Und die natürliche Folge: die Hauptsage von Sigfrid, wie sie nun einmal überliefert ist, in guten alten Quellen überliefert, die Brünhildsage, – mit der weiss er nichts anzufangen; sie kommt ihm in die Quere – denn sie passt schlecht zu jenen mythisch-kultischen Brünhilden- und Nannenstühlen.

Ich habe hier scharf opponiert und betont, man dürfe über der hypothetischen Prähistorie der Heldensage nicht die Heldensage selbst vergessen, d.h. die in heroischen Liedern geformten Stoffe; díe sind doch nun einmal das primäre Objekt der Heldensagenforschung. Es steckt eben in Jiriczeks Seele immer noch die alte Müllenhoffsche Anschauung: die «eigentliche Sage» steht ausserhalb unsrer heroischen Lieder; eigentlich war der Hergang ganz anders gemeint, und dieses ganz andre hat der Sagenforscher zu enträtseln.

Meine «Historia minima»[16] war auch dadurch ein wenig gefesselt, dass ich den Gedanken noch nicht ganz aufgegeben habe, in Arlesheim dereinst eine Historia maior zu schreiben. Aber vielleicht finde ich dann doch, dass ich nichts weiteres drüber zu sagen habe!!

1 Schweizdt. «eine Art kurze Zigarren» (Pl.).
2 Niklaus Bolts Jugendbuch *Svizzero;* s. Register.
3 Vgl. Brief Nr. 25.
4 Über dieses Ibsen-Kolleg heißt es in Heuslers (hier nicht abgedrucktem) Brief vom 24. Mai 1903: «über Ibsen äussere ich mich vor einem múgr ok margmenni [Menge und Menschenansammlung], das so ungefähr die vordere Hälfte des Maximums erfüllt».
5 Übersetzungen für die Sammlung *Thule;* vgl. Ranischs Schriftenverzeichnis Nr. 59.
6 S. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 201.
7 H. Schreuer, in: *DLZ* (1912), 2994 – 2997.
8 Dän. «der alte Konrad von Maurer».
9 Cl. von Schwerin in der *Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte* 23 (1912), Germ. Abt. 491 – 520.
10 Dän. «selig».
11 Mario Krammer, in: *Historische Zeitschrift* 110 (1912), 159f.
12 *Altnordische Saga-Bibliothek,* hg. von Gustaf Cederschiöld, Hugo Gering und Eugen Mogk, 18 Bde., Halle 1892 – 1929.
13 O. Jiriczek, *Die deutsche Heldensage,* Sammlung Göschen 32, 4. erneut umgearbeitete Auflage 1913.
14 R. Henning, Nannenstôl und Brunhildenstuhl, in: *ZfdA* 49 (1908), 469 – 484.
15 Vgl. Brief Nr. 80, Anm. 5.
16 Gemeint ist wohl der für Hinnebergs *Die Kultur der Gegenwart* vorgesehene Überblick über altgerm. Literatur.

97.

Berlin 6. März 1913

Lieber Freund, dies ist nur der erste, kürzere Teil eines langen Briefes; zu mehr reicht es jetzt nicht; der Rest soll von Basel aus steigen. Morgen früh fahr ich, und heute hab ich noch eine Einladung bei Morf's: ein Abschied auf ein Jahr, denn ich habe für den Sommer Urlaub und er für den Winter.

Damit kam es nämlich so. Das hohe Ministerium will wissen, ob man den deutschen Namen auf Island irgendwie zu Ansehen bringen kann, z.B. durch Anbringung eines deutschen Lektors an der Reykjavíker Universität. Das soll ich denn nun diplomatisch erkunden. Elster bot mir Urlaub und Reisegeld so

angelegentlich an, dass ich nicht leicht Nein sagen konnte. Also ich packe im Mai nach Kopenhagen auf und am 24. Mai mit der Botnia (der Platz ist schon bestellt) nach Island. Dieser hohe Auftrag ist aber, merke wohl, Geheimnis; es soll sich nur eine wissenschaftliche Reise nennen; freilich bin ich etwas wortkarg, wenn man mich nach den Zielen der Reise fragt. Für meine Forschungen (sit venia verbo) fällt ja nichts dabei ab. Ich hab mich bemüht, in Elster keine hohen Erwartungen aufkommen zu lassen; ja ich hab ihm gesagt: imgrunde liesse sich ja die Sache auch durch ein paar Briefe zwischen Bj. M. Ólsen und mir besorgen.

Ich bin sehr aus diesen Dingen heraus und hoffe mich im April ein wenig zu trainieren, geistig (isl. Stunden bei einem hiesigen «Werkmeister» Balduin Björnsson) und leiblich (Reiten!). Auch zu einem Besuch bei P. Herrmann in Torgau hoff ich Zeit zu haben; er ist jetzt die aktuellste Autorität. Leider konnt ich die letzten 6 Wochen (solange datiert der Beschluss) gar nicht für Island ausnützen: die Mythologie samt den Korrekturen füllten meine Tage, z. T. auch meine Nächte. Ich war ein lovlig[1] geplagtes Tier und möcht es nicht gern so weiter treiben. Morgen gehts nach Basel, und da gibt es ein refreshment eigner Art: höre und spotte!: ich lasse mich von einem dasigen Masseur 30mal an der rechten Schulter knutschen. Dieser Burkhalter, ein Berner, kein gelernter Mediziner, aber, was hier mehr ist, ein gelehriger Zögling des grossen Mezger, hat vor Neujahr den Sitz und die Natur meines lebenslangen Leidens erkannt: soviel kann ich auch als Skeptiker sagen, denn die immensen Schmerzen beim Kneten der rechten Schulter bewiesen in der Tat, dass hier von Einbildung nicht die Rede ist. Und dáss die Sache mechanisch in der Achsel sitzt, dás wusst ich ja längst, so wenig die Herren Aerzte es glaubten. Es sind also «Ablagerungen», harnsaure oder weiss der Teufel was für welche; sie beruhen auf gestörtem Blutumlauf; es ist i slægt[2] mit Gicht und ähnlichen Dingen. Nun wirst du sagen: Diagnose ist noch nicht Therapie. Und das sage ich mir auch. Aber da der Mann an meiner jüngern Schwester gradezu Wunder gewirkt hat, und da er sich an meinem Falle «einen prächtigen Erfolg» verspricht, – ja, da bin ich eben noch einmal sanguinisch und versuchs. Das soll aber auch todsicher das letztemal sein. Wás es für mich bedeutete, wenn ich den Dämon los würde, brauch ich dír nicht zu sagen. Es käme freilich 20 Jahre zu spät; denn die Arbeiten, die ich damals hätte angreifen können, nehm ich jetzt nicht mehr vor. Uebrigens fragt es sich sehr, ob mit dem Verschwinden des Schmerzes nun auch Geläufigkeit im Schreiben (und Geigen) eintritt.

Anfang April hoff ich zurück zu sein. Bis dahin ist meine Adr.:

bei Architekten LaRoche, Basel, Gellertstr. 14

Ich kann nicht sagen, dass meine Liebe zur germ. Mythologie durch dieses dreistündige Kolleg vermehrt worden wäre. Zu viel Meinungen, zu wenig Quellen! Allerdings hab ich auch erst in den letzten 3, 4 Wochen etwas mehr Zeit für das Kolleg geopfert. Bis dahin schlug ich mich schlecht und recht durch und habe wahrscheinlich manches von neuester Literatur vernachlässigt. Ich leugne nicht, dass mir z. B. die 2 Stunden, wo ich über Loki sprach, Spass machten. Höre mal: die Olriksche Abhandlung – was soll man zu ihr sagen? Ich erinnre mich, dass du sie einmal feurig lobtest. Gewiss, jede Seite

verrät die Klaue des Löwen; keine Seite hätte von einem Andern geschrieben werden können. Aber – lässt er sich nicht auf ein Glatteis locken? gleichviel, welche Schuld nun v. d. Leyen an dem Irrwege hat. Glaubst du ihm das mit dem Heilbringer, dem stamfar, dem Prometheus? Wenn Olrik mit Recht gegen Celanders Erklärung des Namens Loki als «bjærgtageren»[3] einwendet: diese Tätigkeit übe doch Loki nirgends aus, – je nun, diesen Einwand muss man doch auch gegen den Heilbringer erheben! Mir scheint, ein Fehler an Olriks Untersuchungsgang war der, dass er den Riesen Loki nicht anerkennen wollte. Vielleicht aus Opposition gegen Schoning, der ihm offenbar höchst antipathisch ist. Weil Olrik die Riesenseite an Loki nicht beim Namen nennt, macht er so viel aus «den onde Loke»[4] und gar aus «det ondes ophav»:[5] was mir zu abstrakt, nicht altnordisch genug ist. Das «Böse» an Loki fliesst eben in erster Linie aus seinem Riesentum: die Riesen sind die Götter- (und Menschen-) feinde, also bös, verderblich. In zweiter Linie fliesst es aus dem diebischen, verschmitzten Alben (ich meine keineswegs, mit Schoning, dass Loki rein im Riesischen aufgehe). Olrik trägt hier zu moralische Farben auf. Ein Einfluss des altpersischen Dualismus sollte m.E. gar nicht erwogen werden. Und der Einfluss des christlichen Teufels äussert sich kaum schon in der Mythendichtung, erst in gewissen Beiwörtern bei Snorri. – Kurz, ich kam zu sehr andern Ergebnissen als Meister Axel, und ich wüsste keine seiner grössern Arbeiten, die in den Hauptpunkten so wenig Zustimmung bei mir gefunden hätte.

– Da bin ich von Morfs zurück und mag in der vorgerückten Stunde meine Unterwohner nicht mehr durch das Klappern erschrecken. Heute schrieb Niedner erregt und unglücklich: über Gerings Geschimpfe im letzten Hefte der Zsfd.Phil.[6] Ich habs dann im Lesesaal eingesehen (Ascher hat mir das Heft noch nicht geliefert). Jetzt fängt die fette Giftkröte wirklich an, pathologisch zu wirken. Ich glaube fast, er ist sich selbst nicht bewußt, *wie* er so ganz en passant ehrabschneiderische Worte ausstreut. Das Misverhältnis zwischen den eignen Leistungen und dem Dünkel des Absprechens hat freilich immer bestanden. Es tut mir um Niedner leid: er neigt ohnedies zur Melancholie; der Druck seines eigenartigen Schicksals ist wohl nicht *ganz* gewichen. Und nun hat er sich nach langer Unterbrechung mit der Egils saga wieder ins Altnord. eingeführt: er legte Gewicht auf diesen Band, bes. auf die Skaldenstrophen, die ihm wirklich nicht Viele nachmachen würden. Da kommt dieses pöbelhafte Geschimpfe!

Ich habe Niednern zwar abgeraten, zu replizieren *(wie* dankbar bin ich dir, daß du mich s.Z. abgehalten hast, dieses Pech anzugreifen!). Aber wenn ein Unbeteiligter einmal der Giftkröte den Standpunkt klar machte – ? Zu denen gehören freilich du und ich nicht, denn auch auf uns fliegt eine Dreckbombe. *Wie* muß meine Eddarezension den cholerischen Greis erbost haben, daß er seither unablässig alles, was – wirklich oder vorgeblich – mit mir zusammenhängt, angeifert! Es tut mir leid, daß meine Mitarbeiter und Freunde von vornherein diesem Kieler Gegeifer ausgesetzt sind. Aber ich kanns nicht ändern, denn die sachliche Erklärung, daß ich kein Schulhaupt bin und nicht «Berlin» vertrete, würde auf diesen Menschen nicht wirken; er hat eben den

unstillbaren Drang, zu schmähen, und will sich darin durch keine Sachlichkeit oder Wahrheitsliebe stören lassen.

Wäre Niedner nicht, ich glaube, ich könnte díesen Erguß spaßhaft nehmen. Daß *Gering mir* jeden Funken von Sprachgefühl abspricht, wirkt wohl auch auf andere grotesk.

Addio! Jetzt muß der Mensch noch ein paar Stunden schlafen. Es ist 1^{30}, und um 6 gehts in die Höhe! In Basel schreib ich weiter, und du lohnst mir mit einem guten Oster- oder Charfreitagsbrief.

Alles Gute!

Dein And.

1 Dän. «ziemlich».
2 Dän. «verwandt».
3 Dän.: Wesen, das nach dem Volksglauben Menschen in den Berg hinein lockt und dort gefangen hält; Zauberer.
4 Dän. «der böse Loki».
5 Dän. «Ursprung des Bösen».
6 Gerings Rezension von F. Niedners Übersetzung der *Egils saga (Thule* 3) und Genzmers Heldenliedern der *Edda (Thule* 1), in: *ZfdPh* 44 (1912), 489 – 492. Darauf folgte eine Erwiderung Neckels zugunsten Genzmers, in: *AfdA* 36 (1913), 108 – 111, darauf wiederum eine Replik von Gering, in: *ZfdPh* 45 (1913), 68 – 71.

98.

Basel, Gellertstr. 14
Bei LaRoche, 21. III. 13

Lieber Freund, von dem versprochenen Brief kommt nur ein Fetzen an dich! Die Herstellung des «Wörterverzeichnisses» für die Aisl. Grammatik nahm mehr Zeit weg, als ich gedacht hatte. Dazu die Korrekturen der Sögur. Und hier gibts nicht die Nachtarbeit, die altvertraute. Um 7 1/2 mache ich Schicht, esse bei meinem Vater oder bei LaRoche's, und nach 10 strebt man zu Bett. Das ungewohnte weiche Klima von Basel, der Vorrat von Schlafbedürftigkeit aus diesem scharfen Wintersemester und die Strapaz des Massierens, dies zusammen macht mir 9 Stunden Schlaf ziemlich nötig.

Schon vom 4ten Tage an knetet mich mein Burkhalter 2mal täglich, jedesmal eine Viertelstunde. Ich habs heut auf Nr. 25 gebracht, und Folgen für das Schreiben oder Geigen sind noch nicht zu spüren. Der Mann ist bester Zuversicht, und sóviel muß ich ihm glauben, daß er bösartige und ausgedehnte Ablagerungen entdeckt hat und bekämpft, vom rechten Unterarm über die Schulter bis unters rechte Ohr und abwärts dem Rückgrat entlang bis in den rechten Hinterbacken. Das nennt sich wirklich Massieren! Der Mann modelliert mir ordentlich die Muskeln aus, dringt in die tiefern Lagen, wo tückische neue Knoten und Sandbänke auftauchen; das Krankheits- und Schmerzensbild wandelt sich alle paar Tage. Ich hätte nicht geglaubt, daß der Mensch ein so gradereiches Thermometer für Schmerzempfindungen hat: ich unterscheide ungemein fein die Schmerzen, zu denen man lachen kann, die, zu denen man

die Zähne zubeißt, die, bei denen man stöhnt, und die, bei denen man aufschnellt. Und es gibt ein wirkliches Trainieren im Schmerz: anfangs mußte er mir oft den Angstschweiß wegwischen; das ist jetzt nur noch bei gewissen Lieblingsstellen nötig, z. B. an der Spitze des Ellbogens.

Aber ich wollte dir eigentlich nicht *nur* einen öden Krankenbericht schicken!

Aus deinem Brief fällt mir noch ein, was du über die termini technici der agerm. Dichtkunst schriebst; daß die speziellen Bedeutungen die älteren seien, die allgemeinen die jüngeren. Mir ist das überraschend, und ich bedarf gelegentlicher mündlicher Belehrung von dir; vorläufig kann ichs mir mit keinem eindeutigen Exempel klar machen. Um sichere Beispiele zu nennen: *Epos, Drama, Satire* – da ist doch der untechnische, unliterarische Sinn klärlich der ältere. Was dich für Müllenhoffs Auffassung des Begriffes *þulr*[1] einnimmt, weiß ich nicht; man müßte doch éine Stelle haben, die den gewünschten Sinn «eddischer Dichter» deutlich darböte; aber es gibt keine. Und dann entstände erst noch die Frage, wie denn die englische Bedeutung («orator», dazu das aus dem Bw. zu erschließende) damit zu einigen wäre. Daß die Bedeutung «Dichter der höheren Gattungen» jedenfalls nicht vornordisch war, wirst du zugeben; die Westgermanen sagten doch *skop* dafür. Also díes wäre unter allen Umständen zu fordern, daß man jene ae. Bedeutung mit den nordischen ins Einvernehmen setze. Bei meinem Bedeutungsstammbaum scheint mir dies glaubhaft zu geschehen.

Hast du dich schon mit Helms Religionsgeschichte befaßt? Mich hat sie in den letzten Monaten viel beschäftigt, ich habe sie öfter im Kolleg zitiert, allerdings mehr polemice. Es ist ein sehr ernsthaftes Werk, mit RMM.[2] darf man es gar nicht in einem Atem nennen. Helm hat an Religionsgeschichtlichem sehr viel gelesen und verfügt über feste Maßstäbe bei der Ausdeutung der germ. Trümmer. Ich möchte sagen: wenn Herm. Paul eine germ. Religionsgeschichte geschrieben hätte, wäre sie ungefähr so geworden. Sehr nüchtern, kritisch, scharfsinnig, – ohne frappierende Intuitionen und mit einem gewissen Mangel an Intimität, an Liebe: dies wird sich, erwarte ich, im 2. Bande noch klarer erweisen, wo die eigentlichen redenden Quellen drankommen. Denn dieser dicke 1. Band geht ja nur bis zur Völkerwanderung, umfaßt also eine Zeit, von der wir eigentlich nichts wissen! Dies ist mein Hauptbedenken gegen das Buch: es ist bei all seiner trockenen Sachlichkeit auf einer Unwahrheit aufgebaut: es weckt den Schein, als ob wir eine Geschichte der germ. Religion verfolgen könnten von der Steinzeit bis zur Bekehrung. Trotz dem hundertfachen «läßt sich nicht entscheiden», «bleibt fraglich» werden – begreiflicherweise – viel mehr Erkenntnisse festgenagelt, als wir erlangen können. Mein Gott, die Feststellung des ignorabimus kann man doch nicht auf 400 Seiten geben! *Daß* Helm 400 Seiten über einen Gegenstand schrieb, dessen Wissbares auf 50 Seiten zusammengeht, war das πρῶτον ψεῦδος.

Aber das hindert nicht, daß man Vieles (die prähistorischen Funde, die Votivinschriften) hier so gründlich behandelt findet wie bei keinem Früheren; das Buch ist als Nachschlagewerk unentbehrlich. Vielleicht *mußte* noch einmal an diese vielausgepreßte Zitrone dieser höchst methodische Presser ange-

setzt werden, der den allerletzten Tropfen herauslockt: möge es nun für eine Generation das letzte Lehrbuch germanischer Religion sein! – außer wenn Olrik eins schreibt: dér hätte, auch ohne Zitronenpresser, noch neues zu sagen.

Diese Zeilen werden erst am Ostermontag bei dir eintreffen. Ich hoffe, ihr macht einen hübschen Gang. Hier ists gelegentlich fast drückend warm, und die Bäume schlagen aus, ohne nach Geibel den Mai abzuwarten. Vielleicht mache ich noch einen Ausflug; bisher gehörte ich ziemlich ganz dem Schreibtisch, dem Folterbett, dem anderen Bett und der harmlosen Familiärität. Mein Vater ist lange nicht so geistig rege wie Weihnachten, und es ist mir recht bedauerlich, daß er im Sommer noch lesen will; er klebt am Katheder – *diese* Untugend hab ich nicht von ihm geerbt!

Herzliche Grüße deinem ganzen Hause. Am 1. od. 2. April denke ich bei Viktoria Luise zurück zu sein.

Dein And.

[1] Nach Müllenhoff, *Deutsche Altertumskunde* 5, 288ff., urspr. allgemein «Träger und Pfleger der gesamten poetischen Überlieferung», dann spez. «Träger der älteren, eddischen Poesie».

[2] Richard Moritz Meyer.

99.

Basel 26. März 1913

Lieber Freund, ich habe Zeit, auf deinen famosen Brief grade ein paar Worte zu erwidern.

Olriks Loki hat dich also in einem wesentlichen Punkte überzeugt, wo ich nicht mitgehn konnte: «det ondes ophav»[1] außerhalb der Riesenbosheit. Von Snorris Beleuchtung abgesehen, könnte ich evt. in der Baldrgeschichte eine solche, christlich-diabolisch angehauchte ondhed anerkennen. Aber wenn ich auch, gegen Olrik, annehme, daß die Form der Baldrsage ohne Loki in unsrer Ueberlieferung das jüngere ist, so kann ich doch den ganzen Baldrtod nicht für alt halten; die älteste Bezeugung ist wohl Ulfr Uggason; es wird eine Dichtung des 10. Jhs sein. Du deinerseits betonst die Jugend des Riesenstammbaums. Aber dieser ist durch unsre ältesten, vorisländischen Skalden bezeugt (Ark. 9,9):[2] *für uns* gehört der Riese Loki zum *ältesten* Stratum der Ueberlieferung. Nun freilich, wer mit Olrik davon phantasiert, Loki möchte wohl mit Odin aus den Rheingegenden nach dem Norden gezogen sein, der mag mitleidig auf eine so späte Zeit wie das 9. Jh. herabsehen. *Ich* halte es nicht für erwiesen, daß Loki eine so alte Schöpfung ist; darum gelten mir Zeugnisse des 9. Jhs nicht als negligable «jüngste Quellen». *Wenn* ich den Nachweis durch Olrik erbracht fände, daß die kaukasische Fabel vom gefesselten Riesen schon im 3. 4. Jh. zu den Nordländern drang *und schon damals auf Loki übertragen wurde* (wie Olr. mit merkwürdiger Eile annimmt), so würde ich daraus folgern: also war Lokis Natur schon in jener grauen Vorzeit só geartet, daß man

ihm diese ausgeprägte *Riesen*rolle geben konnte. Und der Riese Loki würde dann für mich vollends zu einem ehrwürdigen Altertum. Wogegen Celander sagt: das Riesische an Loki beruht auf einem fremden Wanderstoffe, zählt also nicht mit. Das scheint mir ein Mißbrauch mit dem Entlehnungsnachweis; *was* ist denn bis auf die letzte Wurzel heimisch, nordisch?

Dagegen dárin bin ich Olrikisch gegen dich, daß ich mit dem Feuerdämon nichts anzufangen weiß.

Jiriczeks Heldensage beurteilst du reichlich streng. Wenn du sie missest an ihrer Vorstufe, Symons, wirst du ihr einen erheblichen Fortschritt zugestehn. Allerdings am wenigsten bei Sigfried: da behält die alte Deutungssucht bei Jiriczek die Oberhand, wie er denn ein ausgesprochener Dualist ist. Du wirst freilich sagen: warum am Symons messen, da wir seit 20 Jahren Olrik haben? Es bleibt verwunderlich, daß nicht nur Leute wie Mogk, Boer, RMMeyer (um 3 so verschiedene Geister zu nennen) von Olrik unberührt bleiben, sondern daß auch ein Jiriczek, ein Panzer kaum merklich von Axel beeinflußt sind: Männer, denen man doch die Empfänglichkeit für diese Betrachtungsart zutrauen würde. Mir kommt es so vor, als *müßten* die größern Olrikschen Sachen mit sich fortreißen.

Die «größern Ziele», die du bei Jiriczek als entschwunden nennst, sind so ne Sache. Gehört es nicht zur Signatur unsrer Wissenschaft seit 20, 30 Jahren, daß man solche Ziele nicht mehr hat? Die Schuld würde ich dem Stoff, nicht den Hirnen unsrer Fachgenossen zuschreiben.

Was die termini technici betrifft:[3] die Worte «etwas Erzählbares» (bei *spell*)[4] wollen keine Definition, keine Gattungsbestimmung sein, nur einen einzelnen Zug zu einer solchen beibringen – wie wenn ein Osteologe sagte: dieser Knochensplitter muß von einem Nager stammen; womit er die species offenläßt.

Unter «Wortführer» denke ich mir zwar kein Amt, aber etwas sehr Greifbares, das im agerm. Leben wie anderwärts vorkam: wenn ein Fürst dem anderen 6 *sendemenn*[5] schickte und einen mit dem Vorbringen der Botschaft beauftragte, so war dies der «Wortführer», also, vermute ich, der þulr.[6] Und entsprechend in zahlreichen Lebenslagen. Daran kann man den Unferð[7] unschwer anknüpfen; nur ists hier eine Stufe weitergerückt: der Ausdruck þyle Hróðgáres weist auf etwas Gewohnheitsmäßiges, Annäherung an den Beruf. Daß dieser *þyle* entschieden getrennt ist von dem *skop,* ist von Gewicht.

Die nord. Stellen, wo þulr ungefähr «Dichter» bedeutet, beweisen deshalb nichts für Müllenhoffs Definition, weil sie nirgends den Autor «eddischer» Dichtungen kennzeichnen. Würde nur éinmal eine eddische Strophe zitiert mit dem Vermerk «sem þulrenn kvaþ»,[8] dann läge es anders. Ich glaube, du machst dir nicht klar, daß in der isl. Schreibezeit ganz zweifellos *skáld* der *einzige* Ausdruck des allg. Sinnes «poeta» war; ein Zeitgenosse Snorris *konnte* den Gedanken «wie der Dichter sagte» gar nicht anders ausdrücken als mit «sem skáld kvaþ». Deine negative Instanz, Eddapoesie werde nur éinmal einem «skáld» beigelegt, hat daher kein Gewicht. Aber natürlich glaube auch ich, daß der Ausdruck «skáld» nicht von allem Anfang da war – weil er südgerm. fehlt. Aber wie die Nordländer früher den Versemacher nannten, wissen wir nicht.

Gewiß müssen wir *zunächst* die *nordischen* þulr-Stellen auf ihre Bedeutung abfragen. Als solche stellt sich m.E. etwas wie spruchkundiger, weiser Sprecher heraus, d.h. als *Grund*bedeutung. Und diese mit den engl. Zeugnissen zu einigen, scheint mir kein semasiologisch besonders dorniger Fall.

Ob an meiner «Empörung» gegen Gering die Morfschen Weine Anteil hatten oder die mitternächtige Stunde nebst Packstimmung? Jedenfalls sehe ich von Basel aus humorvoller auf die Sache, ja auch verstehender: der Mann fühlt sich verneint durch die Bestrebungen der jüngern Geschlechter, die außerhalb der «Schule» stehn, in die sich Gering frühzeitig und folgsam eingegliedert hat; er hat sich 30 Jahre lang als Meister, 20 Jahre lang als dér Eddaverdeutscher nennen hören: daran hat er sich gewöhnt – nicht nur ein Mann vom Kaliber Sieversens wächst in die Paschagewöhnung hinein, auch kleineren Leuten gelingt diese Rolle. Und nun phantasiert er sich die Berliner «Schule» zurecht und mich (!) als Schulhaupt: Hier findet er den Pfad schon von Ehren-Boer gebahnt. Daß sein angesammelter Unmut und der Kampf um seine Seniorenstellung nicht in scharfer, blinkender Dialektik Ausdruck findet, sondern in unsachlichem Gebelfer und geistlosen Späßen, das ist nun eben die Sonderart dieses wenig gebildeten Zeitgenossen.

Wieso kann dieses Geschimpfe «Schaden stiften»? Und wie kann Neckel darauf «erwidern»? Ich folge deinem alten Rate, hier noch unzögernder als vor 5 Jahren;[9] denn damals hat Gering in seinen Ausfällen gegen mich wissenschaftliche Tatsachen entstellt, die ich allenfalls hätte berichtigen können. Aber jetzt erklärt er ja nur, wir seien Stümper und unpoetische Gesellen und Liebediener, und wie sein Scheltenvokabular weiterläuft: wir können doch nicht hintreten und sagen: nein, Gering unterschätzt uns! – Ich persönlich werde mich schon deshalb nicht in eine Diskussion mit Gering einlassen, weil ich zu seiner Waffenführung nicht herabsteigen kann; dabei denke ich nicht nur an seine pöbelhafte und persönlich verletzende (oder verletzenwollende) Art, sondern noch mehr an den Mangel an Wahrheitsliebe. Wer mit solchen Waffen ficht, bleibt formal der Sieger; außerdem kann Gering in seiner Zeitschrift jederzeit das letzte Wort behalten. Ich fühle deutlich, daß ich im Wortgefecht mit einem so wenig wählerischen Polemiker den kürzeren zöge. Gälte es, verdunkelte Tatsachen ans Licht zu ziehen, für die Wahrheit zu streiten, so könnte man ja an eine sachlich-vornehme Entgegnung denken. Aber wie gesagt, so liegt der Fall hier nicht.

Wenn die jüngeren, Neckel und evt. Genzmer, anders darüber denken, so sehe ich darin ein Zeichen einer handfesteren, reizbareren Gesinnung, die ich keineswegs niedriger einschätzen will, nur – *für mich* wäre es ein fremder Tropfen Blut, mit einem solchen Menschen anzubandeln. Solange Gering bei diesen unsachlichen Ergüssen bleibt, würde ich mich höchstens dazu herbeilassen, bei passender Gelegenheit in einer Note etwa zu sagen: «daß Gering sich selbst als Richter in Stilfragen einsetzt, ist ein erheiternder Anblick» oder ähnlich, oder etwa darauf hinzuweisen, daß Gering Mühe hat, sich aus dem Gartenlaubenstil seiner Eddaverdeutschung in das Formgefühl einer jüngern Generation hineinzuversetzen.

Daß der buchhändlerische Erfolg Thules durch die Fachzeitschrift Gerings

gefährdet werde, kann ich mir nicht denken. Für den braven Diederichs kommt es auf die Rezensionen in den geleseneren Organen an, und *daß* diese mit so selten erlebter Einhelligkeit den Genzmer gelobt und über Gering erhoben haben, dies wird ja gerade den Topf Gerings zum Ueberfließen gebracht haben. Der bedauernswerte (es ist keine Phrase) Choleriker wird noch manchen Aerger schlucken müssen. Also auch da glaube ich nicht an die Notwendigkeit des Fingerklopfens. Daß *du beiläufig,* in der DLZ., das Meerrohr auf seine Pfote niedersausen läßt, – das läge dir als Rezensenten Niedners gewiß nicht fern; aber da auch dir etwas geradezu Ehrenrühriges angehängt worden ist, hältst dus doch vielleicht eher mit dem Wort «Wer Pech angreift ...».

Doch genug, übergenug von dieser Sache.

Die Massage ist in den letzten 3 Tagen an ein paar böse tiefere Schichten gelangt; nicht nur der augenblickliche Schmerz steigert sich und erreicht da und dort die Grenze meiner männlichen *harþfœri,*[10] sondern auch das Schreiben ist noch gehemmter wie sonst (was du wohl diesen Krähenfüßen ansiehst). Seltsamerweise geht es beim Bogenführen eher ein wenig besser. Burkhalter deutet auch diese neuerliche Erschwerung des Schreibens im günstigen Sinne und betrachtet mich andauernd als ein vielversprechendes Objekt. In der Tat hat er ausgedehnte Stellen von den schmerzhaften Säuren ganz befreit, und auch die noch widerspenstigen Stellen fühlen sich für ihn und mich ganz anders an als vor 2 Wochen. Also daß eine Wirkung statt hat, ist kein Zweifel; nur ob es mein Erbübel wegbringen wird, das liegt – für mich – im Schooße der Götter.

Ich denke etwa am 2. April zurückzusein.

Herzliche Grüße an Olga und dich!

Dein getreuer And.

1 Dän. «Ursprung des Bösen».
2 Finnur Jónsson, Mytiske forestillinger i de ældste skjaldekvad, in: *ANF* 9 (1893), spez. 9f.
3 Vgl. Brief Nr. 98.
4 Über Heuslers Auffassung von *spell* vgl. Artikel ‹Dichtung› in Hoops' *Reall.* I, 442f.
5 Aisl. «Gesandte».
6 Heuslers Auffassung des *þulr* in Hoops' *Reall.* I, 443f.
7 Figur aus dem Beowulfepos.
8 Aisl. «wie der þulr vortrug».
9 Vgl. Gerings *Hugsvinnsmál,* 1907.
10 Aisl. «Widerstandskraft».

100.

Berlin 4. Mai 1913

Lieber Freund, der Tod Erich Schmidts hat mich nachhaltig bewegt. Welch ein trauriger Lebensschluß! ich meine nicht die letzten Tage oder Wochen, von denen mir keine Einzelheiten bekannt sind, sondern die letzten – sagen wir – 6 Jahre. Es war ein scharfer Abstieg, eingeleitet, wie man sagt, durch einen Sturz beim Eislauf, aber genährt, getragen durch weniger peripherische Dinge und, wie ich persönlich überzeugt bin, nicht in erster Linie durch leibliche Uebel. Er war geistig, wissenschaftlich zu Ende. Ein wahrhaft reicher Geist und eine wahrhaft selbstsichere Persönlichkeit (als Forscher) war er nie gewesen, obwohl er den Eindruck von beidem hervorrief – dank seiner begnadeten Leiblichkeit, eingerechnet Stimme, Redetalent, Pectus. Er war einer von denen, die verlieren müssen, wenn das natürliche Welken des Alters einsetzt. Er war nicht vom Geschlecht der Harnacks und Wilamowitze, die als Sechziger ihre überlegene Geisteskraft immer beherrschender herausmodeln. Hätte er in Bonn oder München oder irgendwo gesessen, der Descensus hätte sich glimpflich vollzogen; so, daß die Bekannten alle 3 Jahr sich zugenickt hätten: der gute Erich – er ist nicht mehr was früher! – Aber in Berlin, da war die Stellung zu exponiert, und *er fühlte* sich exponiert und mußte scharf vergleichen zwischen dem Einst und dem Jetzt. Das hat er getan – in wievielen leidensvollen Nächten, das zählt ihm keiner nach. Und neben ihm stand – Roethe! Einer der nie alternden; einer der war, was Erich schien. Ein ganz in den eigenen Hüften verankerter, auf die Welt pfeifender Mensch.

Dies ist *mein* Bild von Erichs Niederstieg. Ob es von anderen auch so gesehen wird; ob es richtig ist, weiß ich nicht. Klar ist, daß Erich als 55jährig noch überm Durchschnitt blühte – und acht Jahre später weit überm Durchschnitt vergreist und verwelkt war.

Für mich ists eine große Lücke. Er war der einzige in der Fakultät, der mich *liebte*. Es gibt ein paar andere, die mich gern haben, und ein paar, die mich schätzen als Nummer. Aber bei Erich – sonderbar, zu meinen *Freunden* hätt ich ihn nie gerechnet, hätte nie das Bedürfnis gehabt, Briefe mit ihm zu wechseln, oder den Wunsch, einen Aufenthalt mit ihm zu machen. Die verstandesmäßigen Fäden zwischen uns waren zu dünn. Aber ich hatte die triebhafte Sicherheit: er wird immer nur gutes von dir denken und sagen; er will dein Bestes. (Auch mit der unseligen Wahl in die Akademie glaubte er treuherzig mir eine Freude zu machen.)

Dazu kamen süddeutsche Eigenschaften von ihm, die für mich etwas erwärmendes hatten inmitten der geheimrätlichen Frostigkeit. Ich empfand etwas für ihn – es mag grotesk klingen – wie für ein Weib; und ein starker Untergrund von Mitleiden gab meinem Gefühl für ihn eine eigene Wärme.

Ich konnte nicht einmal zu seiner Beerdigung. Damit hängt es so zusammen: am 21. Apr. erwache ich mit starker Angina (sie soll hier epidemisch sein), schlug mich dann – meist im Bett – 9 Tage ohne feste Nahrung herum und torkle auch seither zwischen Bett und Leben unsicher herum. Auf Freitag Abend hatt ich eine Einladung zu Morfs, en famille, angenommen, was besser

unterblieben wäre. Als ich am Sonnabend (gestern) nach 10 von einer Sitzung beim Zahnarzt müde und verschwitzt heimkam, verkroch ich mich sogleich ins Bett und schlief unruhig bis gegen 2 – währenddessen wurde der bonus Ericus der Erde übergeben.

Ich holte mir dann seinen 2ten Lessingband und las zur stillen Trauerfeier einige Abschnitte: Nathan usw. Der überpfefferte Stil stört mich nicht mehr; man hat sich daran gewöhnt. Umso unabweisbarer war mein Eindruck: hier redet kein reicher und großer Geist. Er ist der Aufgabe nicht gewachsen. Wo er das Eigenste, Kondensierteste zu sagen hätte, da greift er zu Zitaten – oder es schmeckt nach einer mittleren Festrede. Erichs kinetische Energie übertraf weit seine potentielle Begabung.

Gleichviel, er reißt eine Lücke, ganz anders als Brandls Tod es tun würde. Die Zustände hier werden sich sehr verändern für uns Germanisten; und ich fühle ein kaltes Lüftchen heranziehen – selbst wenn die mir erfreulichste Lösung einträte: dass Roethe den Lehrauftrag Erichs übernähme und auf Roethes Kanzel der rotbärtige Schwager nachrückte.

Doch zu den Lebenden! – dank für deine Briefe vom 16. und 30.!

Deine Sorge um die Hausherrenrechte in deinem Thuleband[1] glaube ich wegblasen zu können. Es ist gar kein Zweifel, daß deine 3 Sagas einen Band für sich füllen, sogar keinen der dünnsten. Auch die 2 übrigen, Reykdœla und Svarfdæla, können einen Band für sich ausmachen. Ob nun Diederichs die beiden Bände durch [a] und [b] oder irgend andere typographische Zeichen unterscheiden wird (die Hauptziffer muß ja *bleiben* schon wegen Herrmanns Landkarte), das ist eine cura posterior, immo postrema. Die Hauptsache ist, daß du selbstherrlich über deinen tomus gebietest und deine Einleitung nicht aus Ranisch und Lütjens zu mischen brauchst – das wäre ebensoschön! Sei doch heilsfroh, daß dir die Reykdæla und Svarfdæla abgenommen sind; beide stehen, in verschiedener Art, tief unter deinen 3en, die ich alle zu den Perlen rechnen würde. Das Hauptstück der ‹Liósvetninga› (diese ist ja eine äußerlich zusammengeschriebene *Sammlung* von 6 Sagas sehr verschiedenen Stiles), die eigentliche Guðmundar saga, habe ich von jeher als eines der nervösen Meisterstücke der Familiengeschichten geschätzt. Die Vorzüge der Glúma scheinen mir weniger intim, liegen aber offen am Tage und sind ja auch allgem. anerkannt (schade, daß auch hier die entstellenden Eingangskapitel in Norwegen nicht fehlen!). Der Wert der Valla-Ljóts saga ist mir spät aufgegangen; jetzt liebe ich sie als ein ausnehmend feines, tief dringendes Aktenstück zu aisl. Seelenkunde. Sie ist kein Blender, aber ein delikates und echtes Werk.

Ich freue mich, daß du schon anfängst, an den Geschichten die Freude zu kosten, die man bei tieferer Versenkung in sie erlebt. Ob sich dir der Rat bewähren wird, den ich bei früheren Gelegenheiten praktisch fand?: *zuerst* übersetzt man *verhältnismäßig* genau, natürlich schon mit dem Umschmelzen in die wahrhaft deutschen Wendungen, worin die eigentliche Geistesarbeit liegt, aber doch jeder Satz noch an dem Original gemodelt. Wochen oder Monate später nimmt man sein Manuskript vor *ohne* Urtext; dann stoßen einem eine Menge halbdeutsche, nach der Uebersetzung riechende Wendungen auf: die ersetzt man durch flüssigere, deutschere Ausdrücke. Als letztes mag man

noch einmal den Urtext zuziehen, um zu sehen, ob man sich nicht mehr als nötig von ihm entfernt hat.

Wichtig scheint mir (und ich habe in meinen früheren Versuchen noch nicht bewußt darauf geachtet), daß man auch den *Rhythmus,* d.h. hier die *Silbenzahl,* des Originals einigermaßen nachbilde. Eine Replik von 9 Silben mit 16 Silben widerzugeben, sollte nur im Notfall vorkommen. Paß auf, wie sehr die Wirkung dieser Dialoge davon abhängt, daß man das Volumen der einzelnen Repliken ungefähr festhält! Zunächst fällt man immer auf *breitere* Widergaben, und nicht selten führt das Suchen nach dem kürzern Ausdruck auch lexikalisch, stilistisch auf die treffendere Wendung.

Neckel kommt mir auch etwas *zu frei* vor in seinem Eindeutschen, aber er liest sich ausgezeichnet, wenn man den Urtext nicht daneben hält. Auch ich glaube, daß er nicht ganz selten an dem genaueren Sinn vorbeitrifft. Um ein starkes Beispiel zu nennen: darf man das mehrfach vorkommende Sprichwort: Spyria er bazt til válegra þegna übertragen mit «Fragen ist nicht gefährlich»? Ich finde es auch unratsam, gewissermaßen übervirtuos, daß man die Knappheit der Sagasprache noch überbiete: ich würde eine Replik von 9 Silben, ceteris paribus, *eher* mit 11 als 7 Silben widergeben. Denn die Sprache, rein grammatisch genommen, ist im Aisl. knapper als bei uns; folglich kommt man der gleichen Wirkung *näher* durch ein kleines Plus als ein Minus von Silben.

Neckels Einleitungen finde ich auch fein und selbst für uns Fachleute lehrreich und anregend. Er besitzt das, was dem gediegenen Niedner abgeht: eine gewisse Leichtfüßigkeit und Eleganz im Nachempfinden des künstlerischen Eindrucks. Niedner bleibt zu oft in der stofflichen Emballage stecken. Sagen wir uns doch mit allem Nachdruck: wer stoffliche (geographische, genealogische, historische) Belehrung sucht, der wendet sich an die Urtexte, nicht an die Verdeutschungen der Sammlung Thule! Die Einleitungen dürfen keine Ausschnitte aus Kollegienheften sein. Das ist freilich das Bequemste; die wahre Geistesanstrengung fängt da an, wo man zu entstofflichen beginnt und Ernst macht mit der Frage: was kann den Laien, den Genießer interessieren? Deinen Eindruck teile ich, daß Neckels Einleitungen einen Beigeschmack von Getue haben. Die Worte sind manchmal verwickelter als ihr Inhalt – *oder* es bleibt ein Rest von Undeutlichkeit, Orakelhaftigkeit. Und beim Reden über so bäuerlich schlichte Denkmäler müßte dies vermieden werden. Uebrigens hat mir Neckel in nettester Weise geschrieben, er stehe jetzt auch nicht mehr zu der Form seiner Einleitungen und möchte manches anders gesagt haben.

Daß wir alle, sammt und sonders, Misverständnisse der Sagasprache peccieren, ist die Wahrheit. Aus F. Jónssons Anmerkungen zur Njala habe ich mir viele als sprachlich ungenau angestrichen – wie oft da Gering der schuldige ist, weiß ich freilich nicht.[2] Auch in Kålunds Sturlungasaga traf ich auf Fehler, die K. selbst als solche anerkannt hat. Den Rekord schlägt bei weitem Mogk: den werden wir bei bestem Willen nicht erreichen.

Ich zweifle nicht, daß meine Kunstwart-Säglein[3] auch von Fehlern starren. *fimtidagr* ist natürlich, nach Adam Riese, der Donnerstag!

Mein Neuisländisch-Ueben hat durch die geschwollenen Mandeln eine fatale Unterbrechung erfahren. Der gute Balduin fand gestern auch, það hefir

farið dálítið aptur með yður![4] Noch mehr bedaure ich, daß ich das Reiten aufstecken mußte: ich ging als Geschwollener nocheinmal hin, aber beim Traben und Galoppieren hielt das Rückgrat nicht stand, und jetzt bin ich vollends so geschwächt, daß der Versuch nur schaden würde. Und doch wäre die leibliche Abhärtung und Uebung eine Hauptsache gewesen. Ich bin 18 Jahre älter als bei meinem ersten Besuch, und die Touren, die ich mir für diesmal vorgenommen hatte, sind anstrengender (Südküste; Diagonale durchs Hochland von Akureyri nach Reykjavík). Auch an neuisländischer Lektüre habe ich nun lange nicht das schlagen können, was mir vorschwebte. Kurz: ich trete die Reise schlecht vorbereitet an. Dieses Bewustsein drückt stark auf mich. Es sollte ja keine Vergnügungs- oder Erholungsfahrt sein, sondern – ja, wie soll ichs nennen?: eine diplomatische Mission mit dém bewußten komischen Beigeschmack, der nachgerade für mich tragikomisch geworden ist! Daß ein so brutaler Zufall wie diese Angina ein so verhältnismäßig weitgreifendes Unternehmen kreuzen, seines Nervs berauben mußte – es ist Pech! Ich bin kein hamingjumaðr.[5] Und ich kann nicht glauben, daß die freche Genesungsstimmung, worin man vertraut, alles nachholen zu können, so bald bei mir kommt. Vorläufig habe ich nur jene weichen Rekonvaleszentengefühle, die alles andere eher als Tatkraft und Selbstvertrauen bedeuten.

Ich gehe jetzt í rúmið,[6] denn schlafen kann ich noch! Morgen weiter.

5. Mai

Zu deinem Brief vom 30ten! Es entspricht m.W. nicht den guten Sitten, daß man die Ueberschwenglichkeiten der Verleger in ihren Waschzetteln dazu benützt, um gegen den kritisierten Autor Stimmung zu machen. Jeder von uns errötet, wenn er die Ankündigungen seines Verlegers liest. Es ist ein andres Gebiet, steht unter andern Tonarten. Diederichs hat leider einen ausgeprägten Stich ins Marktschreierische (ob er dem seine Erfolge verdankt, muß ér wissen); doch finde ich, seine Zusammenstellung der 5 oder 6 Eddaverdeutscher war inmitten des lauten Getutes das einzige Lehrreiche und wirklich Sachlichwertvolle. Ich kann bezeugen, daß es mehrere meiner Bekannten zu fruchtbaren Vergleichen angeregt hat; auch mir ist die Art und Unart der betr. Mitbewerber nie so klar geworden. Wenn sich tote oder lebende Beteiligte von dieser rein objektiven Konfrontierung verletzt fühlten, so sehe ich darin eine keiner Schonung werte Zimperlichkeit.

Unter deinem Sagabüchlein kann ich mir noch nichts klares vorstellen. Unter allen Umständen würde ich flehen, daß du die Grammatik, die sich in der Edda[7] so wunderlich fremdkörperhaft ausnimmt, schonungslos herauswürfest. Das sind doch böse Zugeständnisse an den enzyklopädischen Hang unsrer Zeit. Soll der deutsche Geist sich noch ein wenig verfeinern, so muß er den spießbürgerlichen und amusischen Trieb zum «Multa, non multum» bekämpfen und die Kunst der sachlichen Zentralisierung lernen. Wie weit wir da zurück sind, zeigt schaudererregend Hoopsens Lexikon; denn *auch* eine Enzyklopädie könnte sachlich gebändigt, künstlerisch gezügelt sein. Dieses unförmliche Opus nehme ich nur mit Widerwillen zur Hand; ich finde es einen breitmäuligen Triumph der Materie über den Geist!

Unsere Streitpunkte in Mythologie (Loki) und Poetik (þulr, spell p.p.) sind durch unsre Briefe so subtil appretiert, daß sie pillîchen nur noch mündlich gefördert werden können. Sie werden für einen langen Gang im Teutoburger Walde die Zehrung abgeben. Lehrreich war mir jedenfalls, daß ein im großen ähnlich orientierter Fachgenosse, wie du, Kombinationen, die mir äußerst naheliegend scheinen, so gar nicht beweiskräftig fand. Für die einstige Diskussion stelle ich zur Behandlung: wieweit müssen die einzelnen Glieder, die man in den semasiologischen Stammbaum einstellt, einen kulturgeschichtlich-*technischen* Gehalt haben?

Also du bestreitest dem Leipziger Doctoris causâ[8] den komischen Beigeschmack? Ich will dir auf die Sprünge helfen: Binding als Forscher mag zwar diese wildwachsenden Ideen eines Dilettanten als unnötige Störung seiner reinen Kreise betrachten; aber Binding als Mensch ist warm befreundet mit Heusler Vater und Sohn; desgleichen ein 2tes Mitglied des Ordo Jurisconsultorum Lipsiensis: Wach (der über Verdienste und Sünden meiner Islandica *noch* ein bischen weniger urteilen kann). Pro certo habeo, daß diese 2 Hausfreunde die sammtene Büchse mit ihren Goldbuchstaben aufem Gewissen haben: Protektion, Korruption, – aber wie gesagt, nur komisch zu nehmen; mag sein, daß es in der Hälfte der Fälle so zugeht. Nein, da lob ich mir eine anerkennende Kritik, von einem Sachkenner geschrieben, den man nicht, auch nicht mittelbar (durch warmes Eingehn auf seine Ansichten) bestochen glauben muß!

Es gab in den letzten Tagen noch ein paar Allotria, die sich mit dem Mandelgeschwulst verbündeten, um mich von Neuisland abzulocken. Die Zschr. d. Ver.f.Vkunde mußte noch eine Anzeige der späteren Grønbech-Bände haben. Ich wandte nicht mehr als einen Tag daran, denn die *Art,* wie das bändereiche Opus gearbeitet ist, ist doch wohl recht konstant; Stichproben genügen hier. Ich habe das Negative in meiner geteilten Stellung zu dem Werke diesmal mehr betont, denn ich empfinde doch stark den Mangel an Einfachheit, an Ehrlichkeit im feinsten Sinne: dieser geistreiche Däne hat doch wohl eine stark kokette und selbstgefällige Ader. Es ist ein Verdienst, wenn man dem entgegentritt. Wenn der Unterton von schuldiger Hochachtung vor dem erlesenen Geiste unhörbar wäre, gehörte die Rezension freilich in den Papierkorb.[9]

Sodann will Genzmer die 2. Auflage von Edda I bereichern um: Ingjaldlied, Männervergleich und (erstaune!) Eiríksmál. Gegen Nr. 3 wollt ich keine grämlichen Bedenken aufrecht halten (ich bin schließlich nur der Gehilfe an dieser Edda), und so führte ich Eiertänze auf, nun in der Einleitung dem geneigten Leser klar zu machen, daß das Lied eigentlich nicht hergehört und doch wieder hergehört! So belesen Genzmer ist: in der Erfassung der literarischen Gattungsunterschiede bekundet er die Unsicherheit des Dilettanten. Gespannt bin ich, ob du den Ingjald neben dem Olrikschen Entwurf wirst gelten lassen! Genzmer stellte anfangs den Olrikschen 33 Strophen *nur 19* entgegen. Ich bat ihn dann, noch 2 oder 3 zuzugeben, weil ich auf die wichtigen Motive nicht verzichten möchte: ‹Der vom Heldenlied ausgeschlossene Tatenlose› und ‹das goldgeschmückte fremde Weib als Ablenkerin von der Rache› .

NB: stimmst du nicht bei, daß in Saxos Str. 67 (S. 314 Müller) Dum gravem ... nuptam das echte, richtig germanische Motiv steckt? vgl. u.a. Sig. sk. 15

fyrr skal ek míno fiǫrvi láta, en *þeirrar meyiar meiðmum týna* – u.ö. Und erst Saxo hat daraus, seinem orientalisch, mönchisch-pathologischen Gefühl folgend, die geile Lüsternheit gemacht: ein Motiv, das in diesem Zusammenhange in der ganzen altnord. Literatur unerhört wäre und einem heroischen Liede des 10. Jh. gewiß nicht zugetraut werden kann. Daß Olrik auf díesen Saxonischen Speck angebissen hat (Str. 23.*24),* ist für mich der schwerste Mangel an seiner Nachdichtung. – Man wird Genzmern zugestehen müssen, daß sein Lied weit mehr i slægt[10] ist mit der uns bekannten Eddadichtung. Aber dér Einwand, im Sinne Olriks, bleibt natürlich möglich: die ganz persönlichen Eingebungen dieses éinen dänischen Poeten um 950 sind verdunkelt auf Kosten der allgemeiner üblichen Heldenmotive. Die große Frage ist und bleibt eben: wie hoch schlägt man Saxos Eigenmächtigkeit an?

Ob ich mit Olrik diesmal in einen warmen Austausch kommen werde? Ich werde ihn sicher bald aufsuchen, aber wie seine Stimmung ist – ob er die Einsamkeit noch vorzieht? Seit Zusendung meiner Anzeige von DHd.II[11] habe ich keine Zeile von ihm gehabt, und bei seiner Eigenart muß man immer damit rechnen, daß er ubil nimmt, was Andere einen schier betäubenden Weihrauch finden.

Am meisten freue ich mich auf Thalbitzer. Ich werde wohl ziemlich viele Besuche machen, auch Steenstrup hoffe ich diesmal kennen zu lernen. Dann namentlich die Isländer, weniger Finn als Thoroddsen und Valtýr. Kennst du eigentlich J. Þorkelsson h.y.[12], der ja in Kopenhagen lebt? Man denkt sich ihn, nach seinen Schriften, nicht als sehr belebten Mann; anderseits bedeutet seine Feindschaft mit Finnur J. eine günstige Präsumtion.

Bibliotheksarbeit wird diesmal nicht für mich in Frage kommen. Ich werde mir neuisl. Nova anschaffen und möglichst viel davon lesen; auch Futter für die 9tägige Seereise kann man brauchen. Am 13ten will ich von hier ab; ich hoffe, dann kann ich ruhig den Bannkreis des Bettes überschreiten. Der Islanddampfer, die Botnia, geht am 24ten ab und soll schon am 1ten Juni in Reykjavík sein.

Daraus, daß ich diese lange Epistel ohne Remingtons Hilfe schrieb, darfst du leider nicht schließen, daß mein Emmentaler[13] Wunder gewirkt hat: meine Armhaltung ist noch eben so vernunftwidrig wie früher, kurz, der sogen. «Krampf» ist noch da. Aber das eigentümliche Müdigkeits- und Peingefühl in der Schulter und am Innenende des Schlüsselbeins ist allerdings so gut wie verschwunden: wenn ich ein paar Bogen heruntergeschrieben habe, entarten zwar meine Schriftzüge, aber Schmerzen verspüre ich kaum. Und ich hielt es für nützlich, das Schreiben gerade jetzt nicht ganz rosten zu lassen. Auf der langen Reise werde ich wesentlich nur Bleistiftnotizen hinschmieren und Postkarten ausfertigen. Also von so zeitraubenden Episteln wirst du nun Monate lang verschont sein!

Deutlicher ist der Nutzen meiner Massage beim Geigen: auch da wachsen die Bäume natürlich nicht in den Himmel, aber der Bogenwechsel vollzieht sich entschieden glatter, ruhiger, ohne diesen nervösen Mangel von Muskelherrschaft. Ich hoffe immerhin, daß ich die Gagliana nicht mehr 3 Jahre lang unberührt lassen werde.

Nun sag der Olga meinen Gruß und schaff dir einen möglichst gedeihlichen Sommer an, auch befriedigende Ferien. Aus Kopenhagen schick ich dir sicher ein Kärtchen.

Immer dein

And.

[1] Schon im Brief Nr. 96 war von einer Beschränkung von Ranischs Anteil an der Übersetzungsarbeit für den betreffenden *Thule*-Band die Rede. Nach dem Tode des für den Rest vorgesehenen August Lütjens wurde dann trotz der hier angedeuteten Einwände von Ranisch und Heusler ein einziger Band *Fünf Geschichten aus dem östlichen Nordland* mit Ranisch und W. H. Vogt herausgegeben (1921; vgl. Ranischs Schriftenverzeichnis Nr. 59).

[2] Gemeint ist die von Finnur Jónsson veranstaltete Ausgabe der *Njáls saga* in der von Gering usw. hg. *Altnord. Saga-Bibliothek* Bd. 13, Halle 1908.

[3] Vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 159, 168. Die zweite Nummer besteht aus drei Kurzgeschichten *(söguþættir)*.

[4] Isl. «es ist etwas rückwärts gegangen mit Ihnen [d.h. mir Ihren Sprachkenntnissen]».

[5] Aisl. «ein vom Glück begünstigter Mensch».

[6] Isl. «ins Bett».

[7] Vgl. Ranischs Schriftenverzeichnis Nr. 29, 36, 47.

[8] Heusler erhielt von der rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Leipzig die Ehrendoktorwürde.

[9] S. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 233.

[10] Dän. «verwandt».

[11] S. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 218.

[12] Isl. hinn yngri «der jüngere».

[13] Der Masseur Burkhalter.

101.

Reykjavík 15. Juni 1913

Lieber Freund, bisher hat die Reise mehr an Kulturgeschichte als an Naturabenteuern abgetragen. Aber das war diesmal auch die Absicht, und ich kann gleich beifügen: der diplomatische Auftrag, der meine des ungewohnten Schultern belastete, ist erfüllt – fylt sem mun,[1] möchte man mit der alten Saga sagen; denn ob nun die deutsche Regierung ihrerseits herausrückt, muß sich erst zeigen. Ich habe, erstlich, mit zwei maßgebenden Professoren darüber gesprochen, daß doch ein Lektor des Deutschen eigentlich eine hochnotwendige Sache wäre, brýn þörf;[2] und sie fanden das auch, aber Geld, um selbst einen anzustellen, hätten sie nicht: ein Angebot der deutschen Regierung würden sie dankbar annehmen (wie die franz. Regierung alsbald nach Gründung des háskóli[3] einen Lektor auf ihre Kosten herschickte). Ich sagte denn, ich würde leicht Gelegenheit haben, mit mir bekannten Herren von der Regierung in Berlin zu sprechen, p.p.

Zum zweiten hab ich den landsbókavörður[4] Jón Jakobsson gebeten, mir Winke zu geben, evt. in Gestalt einer Liste, welche Lücken im deutschen

Bücherbestande der Füllung besonders bedürftig wären, bezw. welche Zeitschriften evt. von [über der Zeile παρὰ] der deutschen Regierung als fortlaufende Schenkung erbeten werden könnten.

Auf diese 2 Dinge spitzte sich eigentlich mein Auftrag zu. Und ob die etwas intrikate Frage mit dem Lektor brieflich zu behandeln war, ist immerhin zweifelhaft. Es sind da Strömungen und Gegenströmungen vorhanden (Intriguen im Wasserglas): Küchler hat sich bei der deutschen Regierung um die Stelle beworben, die Regierung bat den hiesigen deutschen Konsul Thomsen um ein Gutachten über Küchler; Thomsen legte dessen Gesuch dem hiesigen háskólaráð[5] vor, auf diesen machte es einen minder günstigen Eindruck. Dennoch könnte es geschehen, daß man Küchler hier akzeptieren würde, wenn er von deutscher Seite formell angeboten würde. Ich finde, nachdem man mich einmal in dieser Angelegenheit nach Island geschickt hat, wäre es nur anständig, daß man nicht hinter meinem Rücken Küchler für den Posten bestimmte, sondern erst meinen Rat einholte. Aber es kommen da sonderbare Dinge vor, die ich der berühmten preußischen Verwaltung nicht zugetraut hätte: in den 3 langen Unterredungen, die ich mit Elster pflog, erfuhr ich keine Silbe davon, daß sich Küchler bei der deutschen Regierung um das Reykjavíker Lektorat beworben hatte; das erzählte mir erst Bj. Ólsen! Was sagst du dazu? Da wird mir eingeschärft, ich solle sorgfältig sondieren, wie die Stimmung wäre für einen deutschen Lektor in Reykjavík – und daß die auftraggebende Regierung selbst schon einen Schritt in der Sache getan, einen Faden angesponnen hat, das verschweigt sie mir. Hoffen wir, daß die höhere auswärtige Politik in Berlin korrekter geführt wird!

Gestern Abend 6 – 12 Uhr wars recht interessant: man gab dem scheidenden franz. Lektor Courmont eine Abschiedsveizla,[6] wohl etwa 60 Herren und 15 Damen; toute Reykjavík. Ólsen nahm mich als seinen Gast mit. Ich kannte viele der Anwesenden schon, andere lernte ich dort kennen. Die Isländer sind gar nicht steif bei solchen Anlässen – und sehr redselig. Was da getoastet wurde, geht auf keine Kuhhaut. Courmont selbst erledigte seine skál[7]-Pflichten wahrhaft heroisch und in ziemlich fließendem Isländisch, allerdings nicht ohne Hilfe eines Blattes. Die Isländer bestaunen den begabten jungen Juden (den sie natürlich nicht als solchen erkennen) ob seines Isländisch, und in der Tat ist die Geläufigkeit der Sprache zu beneiden: die Aussprache getraute ich mir besser zuwege zu bringen, wenn ich ein paar Monate hier gelebt hätte. Gleichviel, es wird schwer halten, einen ebenso guten Vertreter des Deutschen aufzustechen. Meine Augen wandern sorgenvoll über die Reihen meiner Hörer ...

Dieser junge Mann hat in den 2 Jahren tatsächlich dahin gewirkt, daß franz. Literatur und Bildung bei den Reykvíkingar eine merklich größere Rolle spielt als vorher. Er wurde eine stadtbekannte Nummer, gab viele Privatstunden p.p. Es war recht lehrreich, wie sich dies in den Festreden gestern spiegelte (doch kannte ichs schon aus frühern Gesprächen). Es ist schon etwas daran: der deutsche «Einfluß», Deutschland als geistiger Kulturfaktor, ist ein wenig verblichen durch Mr. Courmonts Wirksamkeit, und es wäre für einen feurigen, sprachbegabten und *persönlich gewinnenden* deutschen Jüngling eine

schöne Aufgabe, 2 Jahre für die Herstellung des Gleichgewichtes zu wirken; oder auch für die Schaffung des deutschen Uebergewichtes: denn daß im tiefsten Grund mehr Kulturzusammenhang besteht zwischen uns und Island als zwischen Frankreich und Island, ist klar. Dafür haben schon Martin Luther und seine gottesgelahrten eftirmenn[8] gesorgt. – Lebwohl! ich muß zum Konsul Thomsen, der die Deutschen um sich schaart, um Wilhelms 25jährige Herrschaft zu feiern.

Herzlich dein AndH.

1 Aisl. «erfüllt, so gut es geht».
2 Isl. «dringender Bedarf».
3 Isl. «Universität».
4 Isl.: «Direktor der isländischen Nationalbibliothek (Landsbókasafn Íslands) in Reykjavík».
5 Isl.: «Rat der Universität».
6 Dt.-isl. «Abschiedsfest».
7 Isl. «Prost».
8 Isl. «Nachfolger» (Pl.).

102.

Reykjavík 26. Juni 1913

Lieber Ranisch, der heutige Tag war flau – das lag an dem ganz trübseligen Wetter, ein wenig auch an dem vielen Alkohol von gestern Abend – und ich weiß mir vor dem frühen Zubettgehen nichts besseres, als noch eines mit dir zu plaudern, oder vielmehr zu erzählen.

Aus der Schaar der Bekannten (gegen 40 Besuche) sehe ich am öftesten den braven Björn Magnússon. Er wohnt ganz nah; bisweilen steig ich noch um 9 Abends das enge Treppchen zu ihm hinauf, und wenn ich ihn verfehle, bin ich ziemlich sicher, daß er nach 10 noch bei mir angestapft kommt. Es versteht sich, daß ich ihn vortrefflich über alles mögliche ausfragen kann, zumeist sprachliche Dinge. Er hat eine väterliche Gutherzigkeit, obwohl der Altersunterschied nicht so groß ist, und an dem einen Abend, als ich bis nach Mitternacht edlen schwed. Punsch bei ihm trank, war die Stimmung vertraulich-lustig, die Anekdoten flossen von hüben und drüben. Eine ausgeprägte Liebhaberei von ihm ist mir weniger bequem: so ziemlich das einzige wissenschaftliche Thema, das er anschlägt, sind Erklärungen vertrackter Eddastellen, meist mit einer Emendation. Es sind immer scharfsinnige Vorschläge – aber, wie dies bei derlei kaum anders zu erwarten, sehr selten unbedingt schlagende Heilmittel; bisweilen sogar reichlich künstlich. (Nimm als Probe: *Bœn* (Ablat.) er betra bú, þótt lítit sé.[1]) Wenn ich nun Bedenken erhebe, so hat er eine gewisse zähe und breitspurige Rechthaberei; er vergißt, daß solche Deutungen höchstens als wahrscheinlich gelten dürfen. Die Gabe des Disputierens, d.h. des Verständnisses für die Gegengründe, fehlt seinem scholarisch angelegten Geiste. Außerdem muß ich sagen, daß solche mikroskopischen Scharf-

sinnsübungen mich weniger interessieren; während ihm allgemeinere (literatur-, sagen-) geschichtliche Fragen augenscheinlich nicht am Herzen liegen.

Aber er meint es, wie gesagt, gut mit mir, und ich lerne, unfruchtbaren Widerspruch zu verschlucken und zu sagen: jájá, jeg skal hugsa um það.[2] Er hat sich freundlich erboten, mir das Alldingfeld mit all seinen Chikanen zu erklären; daher lege ich nun meine große Landtour über Þingvellir[3] (es ist eine kleine Tagesreise hin); sonst hätt ich die südliche Linie genommen. Bei der Gelegenheit werd ich auch, am 2. Tage, Skálholt sehen. Björn Magnússon kennt jeden Winkel auf dem Dingfeld; es wäre schade, die gute Belehrung zu versäumen.

Menschlich mehr interessiert mich der landsbókavörður[4] Jón Jakobsson: er hat am meisten allsherjarmentun[5] und ist von dem sonst so herrschenden Chauvinismus der Isländer so frei, ist ein so strenger Verurteiler der heutigen Zustände, daß ich bei ihm manches durch eine andre Brille zu sehen bekomme als sonst in Wort und Schrift. Ich glaube nicht, daß er, mit seinen 53 Jahren, frei ist von einer anfechtbaren laudatio temporis acti; und dann – er steht eben nicht unter der zweiseitigen Optik, die mich triebhaft durchdringt, unter der Ueberzeugung, daß jeder Gewinn nach links einen Verlust nach rechts bedingt, daß man höchst selten einen reinen Fortschritt oder Rückschritt beobachten kann. Herra Jón ist von einer Güte gegen mich, die mich beschämt (seine Frau war auf meiner ersten Reise mir und namentlich Gustel sehr nahe gekommen; ihn hab ich damals nur flüchtig gesehen). Er ist wahrhaft erfinderisch in Gefälligkeiten, und die Art, wie er mich im Gespräch seines Vertrauens würdigt, ehrt mich – ich muß sagen: über Gebühr. Eine unverdiente Ehrung war es auch, daß er mich gestern mit dem Minister,[6] Björn Magnússon und einigen anderen Honoratioren, nebst Damen zu einem üppigen Mahle einlud und unversehens eine schier feierliche Rede auf mich hielt – allerdings zugleich auf die Kulturgüter, die Deutschland der Welt schenkte: was der Rede das direkt Errötenmachende nahm.

Daß vor 9 Tagen das dän. Ministerium durch die hiesige Regierung den Oberbibliothekar (Jón Jak.) und die philosophische Fakultät von Reykjavík anwies, mir in allen meinen Wünschen entgegenzukommen: das war ein Zwischenfall, der nach Verdienst belächelt oder belacht wurde. Klar, daß die Berliner Regierung diesen wunderlichen Ball ausgeworfen hat: nachdem ich mit Elster nachdrücklich verabredet hatte, daß ich völlig als Privatmann auftreten sollte! Ich habe diese Rolle festgehalten bis zur Lüge und gesagt, es werde wohl irgend ein übereifriger Rat im preuß. Ministerium diesen entbehrlichen Schritt getan haben (d. h. in díesem Punkt steckt eigentlich keine Lüge). Wenn nun bloß unsre Regierung den gleichen Eifer bewährt in der Bewilligung des Lektors und der Stiftung deutscher Bücher!

Da ich mit allen Isländern (und mit Mr. Courmont) nur isl. gesprochen habe, komme ich mir ab und zu ganz verkindet vor. Denn so weit bin ich noch lange nicht (und komme nie so weit), daß ich persönliche Gedanken in dieser Sprache formen könnte: ich memoriere fertige Formeln, richtige und wohl noch öfter falsche. Nur die, den Italienern ebenbürtige, Gewandtheit der Isländer, das Gemeinte zu erraten, ermöglicht überhaupt eine geistige Unter-

haltung zwischen mir und ihnen. Auf die Dauer kann einen dieser Zustand in die Seele brennen, und man lechzt nach einem Austausch, worin man die Schattierungen zu treffen vermag; nicht immerzu an sich selbst vorbeiredet! Sobald ich einmal das frohe Gefühl habe: bei diesem Besuch gings besser, muß ich mir klar machen, daß entweder nur small talk gepflogen oder die paar höheren Gleise, auf die ich nachgerade eingefahren bin, abgerutscht wurden; z. B. ‹über das Malerische an der isl. Landschaft› , ‹über die Konkurrenz von Landwirtschaft und Fischfang› *(sehr* lang könnt ich die Reihe nicht machen!). Bei jedem neuen Stoff tappe ich wie ein Blinder nach den Vokabeln. Und die Aussprache! ich muß meine Zunge gradezu brechen, zerquetschen oder was weiß ich was! Und so oft mißrät ein 100mal gebrauchter Satz, fließt eine grundfalsche Beugungsform ein, einfach weil die Sprachwerkzeuge stolpern – die ‹innere Sprachform› wäre in Ordnung gewesen!

Doch du kennst diese Leiden vom Dänischen her. Die *besondere* Verzwicktheit des Isl., die im Dänischen kein Gegenstück hat, ist dies, daß der feine Isländer sehr wenig Fremdwörter braucht; und nun kommt man selbst ohne Fremdwörter nicht aus, sagt: landslagið er svona – *monotont*[7] (für tilbreytingarlítið), frá *ökonomisku* (für hagnaðar-) sjónarmiði,[8] hinir *radikölu*[9] (! für ruðningsmenn), *sanguiniskir* (für fjörlyndir) menn[10], usw., und der Gesprächsgenosse versteht es natürlich sehr wohl und tut einem gar die Höflichkeit an, daß er das böse Wort selber wiederholt: und man schämt sich der *Unzucht;* man weiß, *wie* verliebt die Isländer in eine reine Sprache sind. Oft flechte ich einfach dänische Wörter ein (Það var mjer *en skuffelse*[11] – für vonbrigði), das ist ebenso schlimm!

Am Dienstag also denke ich das Feld zu räumen «austur i sýslur»[12] wie der technische Ausdruck lautet (ich sagte anfangs ‹með suðurströndinni› ,[13] bis man mir bedeutete, man sage só). Mein alter Þorgrímur, der nur noch vornehme fremde Damen auf leichteren Fahrten geleitet, war insofern mein Entrepreneur (fyrirkomulags maður??) als er mir einen gletschererfahrenen Führer und Pferde verschaffte. Dieser Führer ist für isl. Verhältnisse fremur ómentaður:[14] er spricht außer isl. nur ein paar dänische Brocken – mir sehr willkommen, und auch im Äußern, im Benehmen könnte er wohl ein Schweizer Führer sein (wogegen Þorgrímur seinen Frack zu tragen weiß und als baron dépossédé wirkt). Ich glaube, wir werden ganz gute Kameraden werden. Soviel hab ich heraus, daß ich seine Sprache leicht verstehe und daß er meine Satzmißgeburten geschickt errät.

Ich werde nun lange nichts von mir hören lassen, es ist einigermaßen ein Gang aus der Welt hinaus (die Südküste hat keine Häfen; die Postschiffstationen der Ostküste werde ich kaum berühren) – immer vorausgesetzt, daß mich das Wetter nicht zu schmählichem Rückzug treibt; denn ich weiß nicht, ob ichs über mich bringe, unter andauerndem Regen die berüchtigten Ströme des Südlandes zu durchwaten! Und die veðrátta[15] sieht schlecht aus. Also, wenns gut geht, bin ich etwa Ende Juli in Akureyri, dem Hauptorte der Nordküste, und bis zum 12ten August in Reykjavík zurück, von wo mich der Dampfer am 19ten heimtragen soll. Auf Gipfelbesteigungen wage ich kaum zu hoffen. Hätt ich nur ein paar klare Tage um das Öræfamassiv herum, so wäre das schon étwas!

Ich schätze, dieser Brief kommt am 6. Juli an – ob du dann schon in der Polakei bist und Ferdžuks Brautlauf feierst?

Schreib mir doch *hierher* (ohne Pensionsnamen; ich steige vielleicht das 2te mal im Hotel ab), aber nur, wenn du *spätestens* am 9. Aug. einwerfen kannst: dann triffts mich am 16ten hier. Alles Gute! Grüße Olga.

In alter Freundschaft

And.

1 Emendation von *Háv.*, 36: *Bú er betra, þótt lítit sé,* wo im 2. Halbvers die Alliteration fehlt. Der von Heusler zitierte Vorschlag würde bedeuten: «ein (eigener) Hausstand, auch wenn er klein ist, ist besser als Bettelei».
2 Isl. «ja, ich werde darüber nachdenken».
3 Stätte des isländischen Allthings bei Reykjavík.
4 Vgl. Brief 101, Anm. 4.
5 Isl. «Allgemeinbildung».
6 Der erste Islandminister mit Sitz in Reykjavík, Hannes Hafstein (1904 – 1909 und 1912 – 1914).
7 Isl. «die Landschaft ist so monoton».
8 Isl. «vom ökonomischen Gesichtspunkt».
9 Isl. «die Radikalen».
10 Isl. «sanguinische Menschen».
11 Isl. «es war eine Enttäuschung für mich».
12 Isl. «in die Distrikte an der Südküste (ostwärts von Reykjavík)».
13 Isl. «der Südküste entlang».
14 Isl. «ziemlich ungebildet».
15 Isl. «Witterung».

103.

[Postkarte] Akureyri 30. Juli 1913

LR., die ersten 3/4 der Landreise sind geschlagen. Hier ruhen wir 3 Tage, was den Pferdchen nötiger ist als den Menschen. Denn eigentlich anstrengend ist dieses Reisen nicht: länger als 8 Stunden saßen wir selten im Sattel. Mangelhaft sind freilich durchweg die Betten, aber die sind hier im Hotel nicht besser als in der ärmlichsten Bauernhütte. – Die Reise begann mit bösen Regentagen, und ein paarmal entrang sich meiner Brust ein ungeduldiges Cui bono? Aber am 8. d., beim Betreten der großen Sande, trat eine erste Besserung ein; in der Nacht vom 13. auf den 14. beugte sich der Öræfajökull meinem Fuß: das nicht mehr zu hoffen Gewagte ward Wirklichkeit. Und es war nicht Sport, sondern Genuß großartiger Landschaft. Seit dem 16ten war eigentlich immer gutes Reisewetter und ich brauchte mich nicht mehr in die starren Hüllen der Wachstuchkleidung zu verschalen. Die Füße sind so so, und im übrigen spüre ich die 18 Jahre Alterung auch nicht sehr. Warme Grüße! And.

104.

Reykjavík 18. August 1913

Lieber Ranisch, dein Bericht von Leben und Wissenschaft war mir willkommen.

Díese Sommerferien sind dir erfreulicher gewesen als die letzten: du hast sogar gearbeitet, was eigentlich in den Ferien unerlaubt ist.

Daß Olriks neues Ragnarök ein Löwenwurf ist, kann ich mir denken. Aufgabe und Mann stimmten hier besonders gut zueinander. Und aus Olriks kargen Kundgebungen empfing ich immer den Eindruck, daß er mit ausnehmender Gebärwärme über dieser Arbeit brütete. Fróðlegt[1] ist, was du von dem Leben und Lieben Ferdžuks mitteilst! Die Kulturverhältnisse, in denen es sich abspielt, sind doch nicht wenig verschieden von unseren deutschen.

Deinen Sagas trittst du mit gewohnter Gründlichkeit entgegen. «Durchpräparieren» – ich möchte wissen, ob andre Thuleleute das auch tun. Sei nur nicht zu *gründlich,* denn am Ende ist so eine Uebersetzung doch nur ein Parergon, zu vergleichen mit Walhall und Urfederhort.

Niedner besitzt unleugbar künstlerischen Sinn und noch mehr *Drang* auf die Kunst hin. Was ihm so sehr fehlt, ist der Gürtel der Kypris, die verlockende Anmut. Er hat doch viel dänische Werke gelesen; da hätte er Muster dieser entstofflichten Leichtfüßigkeit finden können, die uns Deutschen – den nichtbeschnittenen – von Hause so sehr abgeht. Welcher Unterschied zwischen dem kantigen, knarrenden Bande Niedners[2] und den leicht dahin schwebenden Visionen Olriks im «Geistesleben»!

Auf einen Besuch bei euch im Herbst wage ich nicht zu hoffen. Es winkt wieder der Akademievortrag Anfang Novembers: ich möchte gern etwas Druckbares vorlegen, und dann wird es mir die beiden übrigen Ferienmonate so ziemlich in Beschlag nehmen. Roethe droht auch bis Reykjavík mit wichtigen Wörterbuchangelegenheiten,[3] die meiner wertvollen Nähe harren. Ich ahne eine Fahrt nach Bonn oder Marburg (Philologentag) zum Zweck der Anfeuerung Franks. Ungeahnte Kleinigkeiten werden ungebeten dazu kommen. Ich mache mich auf seßhafte und arbeitsreiche Monate gefaßt.

Aber schon jetzt wollen wir mindestens einen Finger auf die nächsten Osterferien legen: du mußt mich noch einmal, und nicht zu knapp, in meinem Berliner Verließ besuchen. Es ist lange her seit dem letzten Male: wohl 5 1/2 Jahre: denn deine kurze Gastrolle im August 1908 rechne ich nicht, so hübsch es war mit Olrik und den Isländern zusammen. Im Herbst 1914 will mein Schwager mit dem Bau von «Thule» anfangen, im August 1915 denk ich überzusiedeln. Wir müssen die 2 Jahre noch ausnützen: wer weiß, ob ich dich so leicht nach Arlesheim bekomme!

Noch ein paar Andeutungen über meine Islandfahrt – das Erlebte steht mir allerdings als eine umfängliche Masse vor Augen, aus der es schwer fällt einzelnes heraus zu zupfen.

Ich habe nun von dem mir noch unbekannten Island ein gut Stück, vielleicht den größeren Teil, gesehen. Nicht bloß stumpfsinnig durchritten; das Wetter war an den meisten Tagen so gut, daß ich die Landschaft in mir aufnehmen

konnte, und mit der Gesundheit gings wenigstens gut genug, daß sie mir nicht im Wege stand (die Leibesgebresten äußerten sich mehr in den Nächten). Es sind die großstiligsten Teile Islands, die ich jetzt kennenlernte: die ungefügen *Sandar* an der Südküste, zu beginnen mit dem Mýrdalssandur, schließen mit dem Breiðamerkursandur. Es ist eine Natur, die gutenteils durch ihre Formlosigkeit wirkt: die großen Flächenkontraste – braune Sandwüste gegen stahlfunkelndes Meer, lange wellige Gletscherhorizonte gegen dunkles Schwemmland u. dgl. – sind oft das Eindrucksvollste. Es wirkt im hohen Grade unwirtlich, nicht für menschliche Ansiedlung berechnet; die paar Höfe spielen keine Rolle in dem Landschaftsbilde.

Das Westland ist ziselierter, geformter, oft genrehafter. Da wo man zuerst, von Westen her, den genannten Mýrdalssand überblickt, bekommt man sogleich das Gefühl: hier ist zyklopischer, mehr ins Große, gebaut worden. Die Blicke bei der Besteigung und vom Gipfel des Öræfajökuls gehn gleichsam von dieser Basis aus und fügen als Neues hinzu die riesenhaften Gletscherbilder der nächsten Umgebung. Schründe sieht man hier wie an den Walliser Titanen. Aber das Nur-Isländische ist eben der Gegensatz: Firnmassiv contra Meereshorizont; Firnmassiv contra Sandwüste. So wird man eine Wanderung auf diesen höchsten Berg der Insel, bei klarem Wetter, wie es mir beschieden war, wohl das Gewaltigste der isld. Landschaft nennen dürfen.

Fast ebenso fesselnd fand ich die Bilder auf dem Ritt durchs unbewohnte Landesinnere: es ist der Kjalvegur, der vom Hinterlande des Skagafjörður (Nordküste) südwärts führt zwischen den 2 großen Eismassiven Hofs- und Langjökull. Am packendsten ist es da, wo man von diesen Gletscherwölbungen noch durch eine Tagreise getrennt ist; wo sie erst wie bleiche Daunenkissen über die weite grau-grün-braune Ebene herschauen. Hier sieht man kein Meer; man ist umschlossen von der großen welligen Fläche, die wohl ähnlich aussehen mag wie Wüsten des Südens und ebenso menschenleer ist. Es reitet sich herrlich durch diese Einsamkeit; der Pfad ist meistens so, daß man traben kann. Die Ferne von allem Menschentreiben wirkt bezaubernd; köstlich war das abendliche Kampieren vor und in dem Zelte. Das ungewöhnliche Glück, daß 4 fast wolkenfreie Tage hintereinander kamen, machte mir den Kjölur zu einem rein genießlichen, von allen Gefahren und Aufregungen freien Spaziergang. Ganz verwundert sagte ich mir an der betr. Stelle: hier ist nun Paul Herrmann durch den Orkan vom Pferde geschmissen worden! Wír hatten einen lauen Sommerabend, als wir dieses für die Gäule etwas strapazierende Lavaland durchritten. Und wie friedlich war die Zeltrast 100 Meter von der Erdhütte, in der der ohnmächtige Herrmann geborgen worden war!

Gegen den Schluß dieses Hochlandweges kommt dann noch ein Effekt ersten Ranges, eine auch auf Island ganz für sich stehende Landschaft: das ist das Hvítárvatn, ein großer See, nierenförmig, etwa 10 Kilometer lang, 2 Km. breit. Gegen Osten ist er begrenzt von einem stundenweiten Flachland (nasser Lehmboden, dann grüngelbes Ried), im fernen Hintergrund eine zackige Kegelreihe. Im Westen tritt das Langjökulmassiv dicht an den See heran und sendet 2 breite, stark zerschrundete Wandgletscher bis ans Wasser herunter. Der eine, wildere dieser Gletscher treibt viele, etwa 50 Eisschollen von durch-

schnittlich Stubengröße in den See hinein: in seinem grünlich-milchigen Wasser schwimmen diese zackigen Schwäne, und eine lebhafte Brise kräuselte die Wellen und schaukelte die Schollen. 3 dunkle, schwere Tuffberge trennen und umschließen diese beiden Eisvorhänge: im Nachmittagslichte hatten sie die Sonne hinter sich, so daß sie düster, ungegliedert dastanden, während die schrägen Sonnenstrahlen den Perlmutterglanz der zerrissenen Gletscherhänge weckten. (Im Morgenlicht sah es nüchterner und kleiner aus.)

Auch dieses Bild ist «rammíslenzkt»,[4] mit nichts Alpinem zu messen: man sieht viel mehr Himmel, man fühlt sich in einer Ebene am Rande eines mäßigen Hochlandes, nicht in einem Tale oder auf einem Gebirgsrücken (wie bei den Gletscherkalbseen der Alpen); der See ist viel größer; kurz, auch hier geht alles viel mehr in die Breite als im Kettengebirge. (Ich erinnere mich, daß gamle Maurer[5] mir einst brieflich sagte: díeses Bild habe die spezifisch hochalpine Großartigkeit – die mein Aufsatz Island abgesprochen hatte. Ich kann ihm nicht Recht geben.)

Doch genug von diesen ohnmächtigen Wortpinseleien!

Hier in Reykjavík folgten noch 9 schwelgerische Tage: ich bin nämlich jetzt Gast des vorerwähnten Jón Jakobsson; da wäre es ókurteisi,[6] wenn ich seine leckeren Mahlzeiten und erlesenen Weine ausschlüge. Ich frage mich aber: lebt dieses Phäakenvölkchen *immer* so wohl? Und – arbeitet es *immer* so wenig? Zwei indiskrete Fragen, die ich unbeantwortet aufs Schiff nehmen muß! Aber ich gewinne an Jón einen Freund: seine Anschauungen begegnen den meinen oft in verwunderlich intimer Weise. Auch wo ich seinen galligen Pessimismus nicht mitmachen kann, ist er geistreich, fesselnd, mir sympathisch.

Gestern abend gabs das Schlußbankett, nicht ohne Furcht erwartet. Es wurde kopfreicher und feierlicher, als meinem Geschmack zusagt; aber was war zu machen?: ich war nicht das einzige Opferkalb, neben mir wurde ein dänischer Professor aus New York fetiert, und der brachte höchst metallisch klingende Versprechungen mit: irgend ein Richart[7] dadrüben will den Reykjavíkern ein Hochschulgebäude stiften; zugleich stellte der Mann, seines Zeichens Ingenieur, den Isländern ein lockendes Horoskop: ihre Eisenbahnen würden sich trefflich rentieren, und die kommenden Schiffverbindungen mit Amerika würden ein ganz neues Leben in die Bude bringen; nur sollten sich die Isländer zu einem bilinguen Volk erziehen und ihre besseren Geistesprodukte in englischer Sprache veröffentlichen: dann hätten sie einen Markt von 150 Millionen drüben etc. Du begreifst, neben diesem matter of fact-Manne stand ich höchst turistenhaft und sonntagsjägerisch da. Meine Aktien verbesserten sich ein wenig dadurch, daß ich auf Isländisch antwortete. Meine engeren Freunde versicherten nachher, sie hätten jedes Wort verstanden; über die Menge der Schnitzer machten sie diskrete Andeutungen. Den speech auf mich hatte Ehren-Ólsen gehalten und log, daß sich die Balken hörbar bogen; mein kinnroði[8] war nicht sichtbar, weil ich bronzehaft gebräunt bin. Ich sagte dann: mein heiðraði vinur[9] sei eben, wie Alle wüßten, auch skáld, das der isl. Dichtung einige gimsteinar[10] geschenkt habe (lustige Studentenlieder), und den Skalden sei manches zu sagen erlaubt, was beim Sonnenlicht nicht standhalte. Damit hatt ich das Phäakenvölkchen auf meiner Seite und konnte nun die

etwas ernsthafteren und unpersönlicheren Gedanken ohne Gefährde anhängen.

Es steht mir noch die lästige Aufgabe des Packens bevor. Morgen 10 Uhr bugsiere ich die 2 Koffer, die durch Bücher- und Kartenkäufe schwer geworden sind, auf die Botnia, und Nachmittags 6 Uhr sollen die Anker gelichtet werden. Dieser Brief macht also bis Schottland die Reise mit mir, um dann auf schnellerem Wege Deutschland zu gewinnen. Ich bin vom 27. – 29. in Kopenhagen, wo ich mich wesentlich Thalbitzer und Olrik widmen will. Wenn es sich macht, fährt mir meine kleine pommersche Freundin[11] nach Warnemünde entgegen und wir verbringen dort eine wohlverdiente Brautnacht. Dann Berlin, Schreibtisch, Roethe p.p.

In summa: bis Ende Juni stand ich unter dem Eindruck der pflichtmäßigen Reise, die ich mir nicht selbst gewählt hatte und von der ich deshalb keine Genüsse heischen durfte. Dieser Eindruck verflüchtigte sich allmählich, wie das Wetter gut wurde und die starken Landschaftseindrücke sich sammelten. Und jetzt steht mir eigentlich der egoistische Gewinn an Landschafts- *und* Menschenbildern im Vordergrund, und das altruistisch-amtliche, missionäre Element nimmt sich mir mehr als Zugabe aus. «Im ganzen recht befriedigend.»

Aber bitte, sag das dem Kultusminister nicht! Elster dürfte es hören.

Dir und Olga wünsche ich alles Gute. Ich lege ein Landkärtchen bei: wenn du es passend gegens Licht hältst, siehst du die Schlangenlinie meiner Pferdereise. Die beiden Sackgassen (im Süden und Norden) sind der Weg auf den Öræfajökull und auf die Krafla.

Freundschaftlich dein

And.

1 Isl. «interessant».
2 Gemeint ist Niedners Einleitungsband zu *Thule: Islands Kultur zur Wikingerzeit,* 1913 (vgl. Register).
3 Probleme mit dem von Johannes Franck geleiteten *Rheinischen Wörterbuch;* vgl. Briefe Nr. 73 mit Anm. 1, 83 mit Anm. 4 und 89 mit Anm. 1.
4 Isl. «urisländisch, rein isländisch».
5 Dän. «der alte Konrad von Maurer».
6 Isl. «Unhöflichkeit».
7 Offenbar Heuslers eigene Wortbildung für einen reichen Mann.
8 Isl. «gerötete Wangen; Schamröte».
9 Isl. «mein sehr verehrter Freund».
10 Isl. «Edelsteine».
11 Vgl. Brief Nr. 94, Anm. 2.

105.

Berlin 9. Nov. 1913

Mein lieber Ranisch, auf diesem Bilde fällt die Sonne so auf deinen Scheitel, daß er weiß aussieht wie reife Saat, und in Folge dessen gleichst du dem seligen Adolf Tobler; was ja ein guter Gelehrtenkopf war.

Olga ist also gesund zurück. Ihr Hereingucken in meine Klause hat mir und der Klause gut getan. Da sie und du eins seid, darf ich sie nicht rühmen; finge ich erst an, so hörte es nicht so bald auf. Von dem «jungen Ehemann»[1] bekam ich eine freundliche Zeile.

Was du über Neckels neues Buch schreibst, hat gestern Abend, als ich in ein Kirchenkonzert pilgerte, meine Seele in unruhiger Wallung gehalten. Ich habe erst 10 Seiten von dem Buch gelesen – diese einleitenden sprachlichen Bemerkungen sind ja ganz nett, aber noch nichts extra. Nun ärgere ich mich, daß ich die Lektüre nicht sogleich erzwang; denn jetzt bin ich nicht mehr ganz unbefangen. Aber mein größeres Bedauern ist, daß dir das Buch so entschieden misfallen hat.

Ja, es ist so eine Sache mit Neckel! Du weißt, daß unser Urteil über ihn nur gradmäßig verschieden ist. An der Preziosität seines Ausdrucks stoße ich mich nicht só sehr. Die andern jüngern Fachgenossen gewöhnen einen daran und an schlimmeres. Wir Alte sind noch mehr die biederen Rechtwinkler. Aber mit Verlaub, welche Art Sprache sagt dir zu? Neckel ist dir zu geschraubt, Olrik zu lyrisch. Wünschest du die Prosa, die man vor 40 Jahren musterhaft fand und cujus einen der besten Vertreter ich immer in ten Brink erblickte? Diese Sprache, die die Gelehrtenfeder mit dem Tintenfaß erzeugt hatte auf dem Ehebett der Schulbank. Wo man sich vorwärts bewegte in Sätzen wie: ‹Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine Fortführung dieser Untersuchungen der Wissenschaft noch zu vielfältigem Nutzen gereichen wird.› Es ist die Sprache, die jener Gruppe von Paul bis Streitberg als letztes Ideal vorschwebt – d.h. nein, der Ausdruck ist schief, denn ein sprachliches Ideal haben diese Leute überhaupt nicht; ich meinte: in ihren besten Augenblicken verwirklichen sie jene Sprache.

Doch ich komme ab! Ein schöpferischer Forscher im größern Stile ist Nekkel kaum. Aber – wer ist das heute noch in unserer Branche außer Olrik? Man kann vielleicht sagen: unsre besseren Köpfe teilen sich in 2 Lager: die einen wollen à tout prix unsre stofflichen Kenntnisse vermehren, greifbare neue Hypothesen aufstellen. Als zwei Vertreter möcht ich hier Panzer und Magnus Olsen nennen. Die andern sehens darauf ab, von den alten wohlbekannten Gegenständen ein klareres, mehr durchempfundenes Bild zu gewinnen. Hier könnte man Ker und Neckel unterbringen. Der *Grund*trieb der Wissenschaft ist der erste, und nach díeser Seite liegt, was die großen Gelehrten früherer Zeit auszeichnet. Der 2te Trieb ist mehr Luxus und hat ein Gerüchlein vom Amateur. Aber es gibt Zeiten, wo der erste Trieb zu Gewaltsamkeiten und unerfreulichen Wagnissen führen muß – wenn nämlich die betr. Wissenschaft greisenhaft ist, seit Generationen keinen neuen *Stoff* bekommen hat. Dann gewinnt der 2te, luxuriöse Trieb, als Gegengift, etwas mehr Berechtigung. So dürfte es heute in unserm Fache stehn.

Neckel igitur, um mich zu berichtigen, stände nach seiner *Begabung* im 2ten Lager, aber die *Neigung* treibt ihn ab und zu ins erste, und da kommen dann seine minder geglückten Purzelbäume vor. Kannst du beistimmen? Was mir immer wieder in dem kleinsten Wisch von Neckel imponiert, ist die Freiheit seines Blicks, die Richtigkeit seiner Fragestellungen. Die F. Jónsson, Mogk p.p., ziemlich tutti quanti, schustern weiter mit den einfachen Fragestellungen und antworten bald so, bald so: Neckel sieht, daß anders beleuchtet werden muß und daraus andere Fragen entspringen; daß vermeintliche Dilemmen nicht bestehn; daß diese und jene Schulmeinung, klar durchgedacht, zu einer Unmöglichkeit führt, usw. usw. Kurz, ich bewundre seine Intuition für das Vorhandene. z. B. wie ich jetzt für meine Arbeit die 2 Aufsätze Neckels über die isl. Saga vornahm, – ja, da fand ich bei keinem Andern so viel richtigen Blick für diese komplexe Frage wie bei ihm!

Er müßte die Grenzen seines Könnens besser erkennen. Und ein rein äußerliches Hilfsmittel: er müßte seine Sachen länger lagern lassen. Diese Walhall scheint er wieder mit nervöser Ungeduld abgestoßen zu haben.

So, jetzt klingeln meine Gäste!

Abends 6 Uhr. Inzwischen haben Hjalmar Falk, Niedner, Herzfeld und Dr. Hermann Schneider (dieser infans optimae spei) bei mir gegessen, und es war ganz belebt. Niedner schafft rüstig an seinen Thulebänden weiter. Gelungen, wie sich ihm die ganze aisl. Literatur um die Skaldendichtung gruppiert! Er kann etwa sagen: ‹Daß Interessanteste an den Sagas sind *mir* die Skaldenstrophen›. Uebrigens ist er eine Ruine; seine Rückfälle in den Durst bringen ihn herunter – oder lassen keine gründliche Kräftigung aufkommen. Sein edel geformtes, geistiges Gesicht wirkte wie das eines Greisen; sogar Herzfeld nahm sich jugendlich neben ihm aus.

Ich gratuliere zu der bevorstehenden Beendigung Ragnaröks.[2] Schon den ersten Teil habe ich immer als einen der Gipfel Olrikschen Schaffens angesehen (Ragn., Kilderne, DHd.), und der neue zweite Teil wird ja sicher das Niveau nicht herabdrücken! Ich habe das Heft noch nicht.

Die Gleichsetzung von Garmr und Fenrir würd ich nicht zu den «großen Versehen» rechnen. Das ist doch eine Einzelheit, die keine methodische Schwäche voraussetzt. Andrer Art finde ich die zähe Entschlossenheit, die von Saxo erzählten Heldengeschichten ihren Quellen gleichzusetzen; das Nichtsehenwollen, daß Saxo in hohem Grade Sagendichter ist, unfreiwilliger und freiwilliger. Als ich jetzt Olriks Aufsatz über Arnoldus Thulensis (in der Nordisk Tidskrift 1911)[3] wieder las, slog mig[4] dieser Mangel mehr als je. Dieser Aufsatz ist der reine Roman – nun, das *soll* er vielleicht sein, ist er doch für ein weiteres Publikum geschrieben. Aber welch unmögliches Bild eines isländischen Erzählers entwirft er! Ist es denn möglich, in dem gedunsenen Frotho III-Buch des Saxo das Machwerk des schreibenden und patriotischen Latinisten zu verkennen?

Mein Aufsatz – betitelt «Die Anfänge der isl. Saga»[5] – wird in seinem ersten Drittel gutenteils eine Polemik gegen Axel, und wie das auf ihn wirken wird –? Nach meinen Kopenhagener Eindrücken vom August macht seine Entwicklung zum Pascha Fortschritte. Niemand wäre froher als ich, wenn dies

eine Täuschung ist. Jedenfalls behandle ich ihn im Gespräch wie ein geschältes Ei; ich würde mich, beispielsweise, wohl hüten, ihn zu fragen, was er zu Genzmers Gestaltung des Bjarkiliedes finde. Menschlich am besten genoß ich ihn im Mai, als er die weiche, seelenvolle Verfassung des Genesenden hatte.

Aber es ist wohl die Regel, daß bedeutende Gelehrte als Menschen ihre Haken haben. Und reizvoll bleibt ja Olriks Wesen immer, auch wo es schwierig ist.

Ich kam frisch und mit fühlbarem Gesundheitsgefühl (was bei mir Ausnahme ist) aus dem Norden zurück. Die 2 × 24 Stunden mit «Elfi» in Warnemünde und Rostock waren ein reizender Schlußklang, obwohl ich ja nicht, wie Zeus bei Europa, die Macht hatte, den unterbrechenden Tag in Nacht zu verwandeln. Aber die Wochen, die dann folgten, waren böse – aus rein inneren Gründen. D. h. äußere Störungen fehlten nicht, aber die Hauptsache war doch der Zustand meines Innern: ich *konnte* mich nicht in díe wissenschaftliche Arbeit hineinschmeißen, die erfordert wurde, und beschloß manche Woche mit dem Seufzer: O wehe, wie hast du die Tage vollbracht! – Ja, hätt ich dreist gebummelt, à la bonheur! aber ich hatte meinen 12-Stundentag vorm Tintenfaß, und die Faulheit war ganz innerer Art: Zerstreutheit, Unproduktivität, Mangel an Elan pp. Kurz, ich sah mir manchmal die benachbarten Laternenpfähle an auf ihre Hangbarkeit.

Dieser Zustand wurde gegen Ende der Ferien besser, ohne ersichtlichen äußern Grund, es war offenbar einfach das allmähliche Zurückgewöhnen zu den Gedankengängen des homo scientificus – das Semester brachte zwar einen Riß hinein, den ich nur mit zusammengepreßten Zähnen ertrug: ich war auf dem Katheder so nervös wie je, schwitzte Angstschweiß und erlebte auf den Gängen vom Untergrundbahnhof Friedrichstraße zur Dorotheenstraße Delinquentenstimmungen wie im Jahre 1890. Naturam expellas ... Aber jetzt bin ich über das Gröbste hinaus.

Der Akademievortrag wurde um 4 Wochen verschoben (ich mußte mit Morf tauschen): daher ist das opus noch nicht ab, sondern ich kann noch bis zum 4. Dez. drüber brüten. Geschrieben ist der Aufsatz im wesentlichen (Thema s. o.): die übrige Zeit will ich u. a. noch dazu benützen, irische Geschichten (sjálfsagt translated) zu lesen, was ja keine üble Beschäftigung ist. Das Ding ist mir zu dick geworden; ich konnts nicht in die 2 Druckbogen bringen, die für die Sitzungsberichte erlaubt sind. Hatte ich bei der strafrechtlichen Arbeit den Genuß, in viel Quellen und wenig gelehrter Literatur zu waten, so lag es hier umgekehrt: es ist fast nur Diskussion fachgenössischer Meinungen; «neue» Einzelheiten sind spärlich und verstecken sich z. T. schamhaft unterm Strich. Zweck hätte eine solche Abhandlung eigentlich nur, wenn wir in unsrer Wissenschaft eine eingehende, sachliche Diskussion kennten. Die gibt es aber nicht – und daher hat mich die leidige Frage «cui bono?» gar manches Mal geplagt. Je nun, man hält das Leben nur aus, wenn man sich nicht zu wichtig nimmt.

Zu dem Erfreulichen der letzten Jahre gehört meine Beziehung zu Genzmer. Ein Abend mit ihm ist mir jedesmal ein Fest. Ich würde sagen: er vertritt mir das preußische Beamtentum von der genießbarsten Seite, – wenn er ein typi-

scher Regierungsrat wäre. Aber er ist es nur mit halber Seele und liebäugelt mit dem Plane, sich zu habilitieren.

Die Schandschrift, die Kluge gegen die Trias Burdach, Roethe, Schröder gerichtet hat,[6] dringt schwerlich zu euch. Gröberes hat deutsche Gelehrtenpolemik oft erlebt, Schofleres, Unanständigeres kaum je. Die Wissenschaft erzieht ihre Träger nicht zu vornehmen Menschen; bleibt ein Gelehrter ein feiner Ehrenmann, so geschiehts *trotz* seinem Métier. Roethen traue ich zu, daß er diese Insulte mit einem breitbrüstigen Lachen abschüttelt; bei den beiden Andern wird es schon eher akute Blutvergiftungen setzen.

Eine traurige Stellung nimmt, von Jahr zu Jahr mehr, Brandl ein in seiner Fakultät. Die Leute verstehen ihn nicht, haben keine Maßstäbe für das Menschliche Allzumenschliche an ihm, als da sind Bauernschlauheit, Sucht zu harmlosem Intriguieren, Wichtigtuerei auf z. T. unzulänglicher Basis usf. Einige machens kurz und nennen ihn einen Schubiak; Andere drücken sich bedingter aus, aber auch der sonst milde Morf hat sich neulich só über ihn expektoriert, daß ich nur erwidern konnte: ja, es tut mir sehr leid, daß Sie so wenig Verständnis für ihn aufbringen! – Was soll es denn heißen, wenn Morf mit verhaltenem Ingrimm sagt: «sehen Sie, der Mann ist nicht ehrlich!» Du lieber Gott, ma longue vie m'a appris, daß Ehrlichkeit eine gradmäßige Eigenschaft ist: keiner ist *ganz* ehrlich, und selbst Alois ist nicht ganz unehrlich; man muß jeden auf das nehmen, benützen und genießen, was in seinem Bereich liegt, sonst gibts ein bellum omnium contra omnes. Nicht einmal zur Menschenkenntnis erzieht die Wissenschaft! Da tun wir Literarhistoriker groß mit dem Sinn für Individualitäten, und wo's drauf ankäme, diesen Sinn im Leben zu betätigen, da hantieren wir ebenso mit der Schablone des Herkömmlichen und Normalen wie jeder Spießer. Nein, sie gefällt mir nicht, die Zunft!

Die Kreierung des Lektorpostens in Reykjavík macht den Herren im Ministerium viel Stirnrunzeln. Ich sprach neulich wieder mit zwei Räten, und sie fanden es eine schwierige Sache, den «Fonds» zu bestimmen, dem man die 3000 M. pro anno aufladen könnte. Man hat bei solchen Gelegenheiten nicht das Gefühl, der Verwaltung eines Großstaates von 40 bezw. 67 Millionen Einwohnern gegenüber zu stehen. Ich soll nun vorläufig meine Kandidaten – aufs ungewisse hin – sondieren; denn wenn ein angehender Oberlehrer erbötig wäre, käme ein anderer «Fonds» in Frage als bei einem angehenden Privatdozenten! Ich will nun also an einen Jüngling schreiben, der mir kraft seiner Weltmännischheit am besten geeignet schiene, und sage dir deshalb für heute Lebewohl.

Dir und deinem Hause alles Gute! Dein Besuch im Frühjahr ist geradezu nötig. So vieles zu besprechende hat sich aufgestapelt, was von den Briefen nicht bewältigt werden konnte. Bis dahin und länger dein

And.

1 Olgas Bruder, Ferdinand von Ruszczyc.

2 Ranischs Übersetzung der Arbeit Olriks; vgl. Ranischs Schriftenverzeichnis Nr. 61.

3 Arnold Islænding, in: *Nordisk tidskrift,* utg. av Letterstedtska föreningen 1911, 249 – 262.

4 Dän. «sprang mir ins Auge».
5 Vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 222.
6 FRIEDRICH KLUGE, *Zur Nachfolge Erich Schmidts. Akademische Zeit- und Streitfragen,* Freiburg i. Br. 1913.

106.

Berlin 15. Dez. 1913

Lieber Freund, vor Weihnachten möcht ich dir gern noch einen Gruss schikken, und wenn ichs heute nicht tue, kommts vielleicht nicht mehr dazu. Ich habe mir nämlich eben noch ein kleines Pack aufgebunden; das kam so. Ein Hörer von mir, Friese (d.h. Berliner), hatte eine Dissertation über die Thidrekssaga gemacht, ohne sie mit mir zu besprechen – was ich ihm keineswegs übel nahm. Während meiner Islandfahrt hat er promoviert, seine Dissertation soll jetzt gedruckt werden, und Roethe bat mich, eine Korrektur zu lesen. Ich sage natürlich ja und fand nun die ersten 1 1/2 Bogen so verfehlt, dass ich an Friese wie Roethe schonend schrieb, ich hätte tiefergehende Bedenken, wolle sie aber, rebus sic stantibus, nicht anmerken, sondern meine Korrekturen auf das Aeusserliche beschränken. Da kam das zu Erwartende: Roethe, der Idealist, befiehlt sofort dem Friese, den Druck zu inhibieren, und bittet mich, ihm (Friesen) meine Kritik eingehend mitzuteilen. Das hab ich vorhin nach dem Kolleg getan (Friese hört noch post festum mein Literatur-Kolleg), und das Ende war: er will mir sein ganzes Manuskript schicken, ich solls durchgehn. Nun also! Die bei Roethen gezeugten Dissertationen pflegen viele hunderte von Folioseiten zu messen. Ich habe also Futter für die Tage vor Weihnachten, kann froh sein, wenn ich bis Sonntag (wo ich Baselwärts fahren wollte) fertig bin; und die Njála kann ausruhen.

Seit dem Akademievortrag bin ich nämlich Freudensgenosse von dir: du sitzt an der Glúma, und wie du schreibst, mit Vergnügen, ich an der Njála,[1] ebenfalls nicht ohne Pläsir. Allzuviel freie Stunden haben wir beide wohl nicht für die angenehme Arbeit, und für mich wenigstens gilt es nicht, dass man eine solche Beschäftigung jede freie Viertelstunde mit Erfolg aufnehmen kann: ich brauche immer einige Zeit, bis ich in die Tonart hineinkomme; am Anfang wills nie recht vorwärts.

Den Gedanken, eine Bearbeitung, Verbesserung der Njála zu geben, d.h. die minderwertigen Eingangsteile und weiterhin den Kristniþátt wegzuschneiden, hab ich aufgegeben: damit würde ich zu sehr aus dem Rahmen der Thulebände herausfallen; die übrigen sind alle so schwer wissenschaftlich – man muss mit den Wölfen heulen. Also ich übersetze alles, jeden Stammbaum, jede Rechtsformel und eben, wie gesagt, die öde Eingangspartie, nicht ohne die bange Frage: stösst man damit den minder geduldigen Leser nicht sehr vorn Kopf?, so dass er erlahmt, eh er an das Richtige kommt. Sie ist doch ein absonderliches Gebilde, diese Njaula![2] Eins nehm ich mir jetzt schon vor: ich werde in der Einleitung keinerlei Trompetenstösse anstimmen von dem «Meisterwerk», dem «Gipfel» der Sagaliteratur; ich werde mich eher bemühen, den

Leser an der Hand zu nehmen und so hinzuführen, dass er wenigstens merkt: étwas ist immerhin dran an dem Werke.

Zu deinem Briefe! Nein, über mangelnde Anerkennung meiner Arbeit bei euch Freunden kann ich nicht klagen. Und nun gar bei dir! Lange Jahre warst du der Einzige, der an meinen Sachen Anteil nahm; dann kamen Neckel, Genzmer und hin und wieder noch ein Vierter und Fünfter dazu. Zur «Anerkennung» gehört natürlich auch die Kritik, die sogar ganz besonders; gelobt will man ja nicht werden, man will sich nur kräftigen durch die Wahrnehmung, dass Andere die Sache auch ein bischen wichtig nehmen. Darin sehe ich die Frucht des Fachsimpelns: man suggeriert sich gegenseitig, dass die Probleme, bis zum kleinsten, eine wichtige Angelegenheit seien. – Der Widerhall meiner Arbeiten ist ja beträchtlich gedämpft worden dadurch, dass die ganze Klike um Sievers, also etwa die Hälfte der deutschen Fachgenossen, seit 24 Jahren meine Versuche misstrauisch aufnehmen, oder auch nach Kräften totschweigen. Davon hab ich zu viele Belege gehabt, als dass ichs für einen Verfolgungswahn halten könnte; ich kann auch ruhig sagen, dass mich dies schon lange nicht mehr anficht. Wenn ich dennoch zuweilen das Gefühl habe, dass ich «für die Kotzn» schreibe, so hat dies andere und in meiner Natur liegende Gründe. Es liegt an meiner unvorteilhaften Halbschlächtigkeit, dass ich imgrunde mehr auf die Form als auf den Inhalt gebe, – und das passt nun halt in die Wissenschaft nicht herein! Auch lobende Rezensionen haben nie dás an meinen Sachen bezeichnet, was mir (manchmal, nicht immer!) besser erscheint als bei den Andern, oder was ich – um es geziemender auszudrücken – als meine persönliche Note verspüre. In Augenblicken leiblicher Baisse kann mir dies das Gefühl beibringen: ist der Beruf einmal verfehlt, so renkt mans nie mehr ein. Aber seit lange sind diese Stimmungen nicht mehr die herrschenden bei mir, und schliesslich: die schönsten Wochen geistigen Genusses, die ich seit Jahren hatte, waren die, wo ich verhältnismässig ungestört an einer zu drukkenden Arbeit sass. (Für die jüngste Arbeit, die Anfänge der Saga, galt das freilich in besonders schwachem Grade.)

Da ich gerade bei autobiographischen Rückblicken bin – es fällt mir dein Wort aus einem frühern Briefe ein: warum hab ich meinen Studiengang nicht gescheiter eingerichtet, da ich doch ziemlich früh, 27jährig, zum Nordischen als Hauptfach kam und wissen konnte, dass dies nun meine sogen. Lebensaufgabe sein werde? Es hätte doch nicht die mindeste Schwierigkeit gehabt, die Privatdozentur für zwei Jährchen zu suspendieren und mich nach den vier nordischen Landen, je für ein halbes Jahr, zu setzen! Dánn hätte man eine wirkliche Grundlage gelegt. Dánn hätte ich das Gefühl der Sicherheit, der Meisterschaft, gewinnen können, während ich mir jetzt doch stets als Amateur vorkomme vor einem Falk, M. Ólsen, Al. Bugge, um in diesem Zusammenhang Olrik nicht zu nennen. Ja ja, warum war man so dumm, so kurzsichtig und – so ungeduldig? Aus Ungeduld hab ich die grössten Fehler begangen in meiner Lebensgestaltung. Die Jahre nach meiner Habilitierung waren ja sowieso unfruchtbar; d. h. ich habe damals erst recht Quellen gelesen (so zusammenhängend wie nie seither), aber das hätt ich ja noch viel besser tun können, wenn ich ohne die Dozierlast in dem stillen Upsala und dem leisen Kristiania

gesessen hätte. Bei Noreen den grammatischen Schulsack stopfen, bei Bugge den mythologischen (risum teneas!), vor allem aber die Sprachen und das Folklore der vier Länder gründlich studieren: ja, das wäre gut und nützlich gewesen! Jugendsünden!

Der «Scheidebrief» an Berlin mit Zubehör liegt schon geschrieben zwar nicht in meinem Schubfach, aber in meinem Kopf. Die Unverstehenden meinen nun, wenns vorher das Ordinariat gebe, sei dies eine Fessel oder ein sanftes festes Seidenband, ein Gleipnir (hiess er nicht so? du bist jetzt mehr in diesen Fenrissachen drin!).[3] Für mich wäre dieses Ordinariat nur eine kleine (oder grosse) Vermehrung der Bürde für die paar Semester, aber ich würde es déshalb mit Dank begrüssen, weil man für ein Ordinariat Jeden bekommen kann, auch Neckel, wenn er inzwischen irgendwohin berufen ist. Du siehst, auch ein verrotteter Südländer hat manchmal altruistische Anwandlungen.

Eine «verwandte Seele» ist mir Morf nicht, nur ein lieber, gemütlicher Kumpan, mit dem ich mich auf schweizerisch necken und zanken kann (wir haben darin unsre eigne Tonart, wir Schweizer). Fürs Intimere ist er mir zu biedermännisch, zu amtseifrig, zu gesund (in éinem Worte). Er ist so der richtige Dozent vor 400; starker Brustumfang, entsprechende Brusttöne. Ich habe gern einen Knax irgendwo an meinen Freunden. Also, mein Ranisch, wenn du noch keinen an dir entdeckt hast, so suche weiterhin! Genzmer hat zwar auch keinen innern, aber er ist mit seinem Beruf überworfen: das ist ein Ersatz. Nein, er ist noch in Posen und germanisiert die Ostmark.

So wie du dich jetzt über Neckel äusserst, kann ich dir ziemlich in jedem Wort beistimmen. Das mit dem Durchschneiden des Muskels und dem Mäntelein ist famos. Es freut mich sehr, wenn du erzieherisch auf ihn zu wirken suchst (ohne Scherz); aber ich – ja schauens, ich hab verdammt wenig Zeug zu aller Pädagogie. Und nun gar bei so feinhäutigen, mimosenhaften Menschen wie Neckel! Ich hätte Angst, Staub von den Schmetterlingsflügeln zu wischen. Aber so etwas soll man nicht zu grundsätzlich nehmen. Wenn ich seine Walhall gelesen haben werde (eheu!), dann kann ich ja sehen; vielleicht versuch ichs dann auch mit der Pädagogik. Vorläufig lese ich sein Edda-Manuskript und finde nicht viel zu monieren, und das wenige überzeugt ihn meist nicht: das ist bei einem reifen Gelehrten nicht anders zu erwarten. Er ist doch bald 36, also fertig.

Mit den Uebelständen, die du erwähnst, hat Kluges Schandschriftchen[4] kaum Berührung. Du kannst zu Ostern das Heft einmal als Bettlektüre in deine Zelle nehmen: dann wirst du sehen, wíe es ein Gebräu ist aus Klatsch, eingefressener Gehässigkeit und Geistlosigkeit. Solange gedulde dich.

Deine Zukunftspläne und -sorgen sind von so weitgreifender Art, dass es nicht anginge, sie brieflich gebührend zu diskutieren. Dazu kommt ja meine Unwissenheit in Gymnasialsachen; du erwartest selbstverständlich keine *Heil râð*[5] von mir, sowenig es an dem heill hugr[6] fehlte. Nur eines drängt es mich zu sagen; es ist mein Ceterum censeo. Machst du dir nicht verschwommene Vorstellungen über die Segnungen des Dozierens? Wás treibt dich zu diesem Ziele? Ich versteh dich recht: du rechnest nicht darauf, dass du eine besoldete Professur bekommst und die Lehrerstelle wegwerfen kannst? Du würdest

doch nur nordisch dozieren, dich also nicht um ein germanisches Ordinariat bewerben? – Gut, was soll dir denn dieses Dozieren bescheren? Ist dein Drang, wissenschaftlich zu lehren, so stark, dass das Katheder als solches dir zu einem Lebensquell würde? Es soll ja solche Naturen geben; ích kann mich nur mit äusserster Schwierigkeit hineindenken! Díe Erwartung hast du doch nicht, dass du dann «mehr Zeit» für die Wissenschaft, für die Produktion, hättest? Im Gegenteil, die Ausarbeitung der Hefte würde dich jahrelang (neben dem Schulamt) völlig festlegen; du hättest keine Stunde übrig fürs Schreiben. Du bist doch nun einmal keiner von den Schnellen; gewiss, du weisst ja mehr von den Dingen als ein grüner Dozent, du gingest nicht in deine erste Eddaübung mit der Scheissangst, deine Hörer wüssten viel mehr als du. Aber dem steht entgegen deine Kantische Gewissenhaftigkeit, die in den Jahrzehnten eine bedrohliche Grösse bei dir angenommen hat: sie würde dich hindern, zu flunkern; sie würde dich verführen, 24 Stunden zu steissen, bis du die Möglichkeiten einer Textinterpretation erschöpft hättest. Kurz, du würdest seufzen; denk an mich!

Wenn du die Aussicht hast, vom Sommer ab weniger Zeit für die Wissenschaft frei zu haben, dann find ichs einfach gegeben, dass du vorher deine Folkeviser fertig machst. Gründlicher oder weniger gründlich, es muss sein. Wir erwarten das von dir. Es würde dich plagen, wenn das Material in deinen schwangeren Schubläden vermoderte!

Ja, es gäbe noch viel zu sagen, namentlich zu diesem letzten Kapitel. Aber es geht gegen Mitternacht, und ich muß in die Federn: nach den 3 Monaten gewaltsam gekürzten Schlafes ist eine wahre Schlafkrankheit über mich gekommen; neulich hab ich nur mit Autos Hilfe die 9 Uhr-Vorlesung zur Not noch erreicht – 17 Minuten zu spät!

Also Ostern! D. h. vorher noch einige Abschlagszahlungen.

Euch allen schöne Festtage! Ich will vom 21ten bis 27ten der Sippe pflegen und dann zur Njála zurückeilen.

Ein gutes 1914!

In alter Freundschaft

And.

1 Vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 237. Zu Ranischs Arbeit an der *Thule*-Übersetzung vgl. zuletzt Brief Nr. 100 mit Anm. 1.

2 *Njála* (gesprochen: Njaula).

3 Gleipnir heißt nach der anord. Mythologie die Fessel, mit welcher der Fenriswolf gebändigt wurde.

4 Vgl. Brief Nr. 105, Anm. 6.

5 Aisl. «gute Ratschläge».

6 Aisl. «aufrichtige Gesinnung».

107.

Berlin, 1. Febr. 1914

Lieber Freund, heute will ich nur éin Thema aufgreifen aus deinem inhaltsreichen Brief. Nämlich die Sache mit meiner Professur. Ich sehe, auch Osnabrück, ja selbst der Schloßwall, ist dem Irrtum verfallen, der in den Zeitungen seit Wochen sein Wesen treibt.

Also: den Sessel Lachmanns und Müllenhoffs werden nach wie vor die breiteren Hemisphären Roethes ausfüllen. Denn Roethe denkt gar nicht daran, auf den Stuhl Erichs überzusiedeln. Meine Professur – die vorerst eine «persönliche» ist und möglicherweise A.D. 1915 in eine «etatsmäßige» verwandelt wird – ist ein neues, drittes Ordinariat neben den 2 bestehenden, dem alt- und dem neudeutschen. Mein Lehrauftrag lautet für «nordische und germanische Philologie»: die kleine Ungenauigkeit im Ausdruck (an der Freund Olrik seine Freude haben könnte!) glaubte ich Elstern durchschlüpfen lassen zu sollen. Das Nordische soll auch in Zukunft der Kern dieses Ordinariats sein.

Nur solange Erichs Stelle nicht besetzt ist, soll eine gewisse Grenzverschiebung eintreten. Nämlich so: Roethe will, dieweil Schneider kommissarisch über neuere deutsche Literatur liest, allsemesterlich eine große neudeutsche Vorlesung halten. Deshalb will er so lange nach der altdeutschen Seite hin entlastet werden. Da haben nun die Herren während meiner Islandfahrt ausgeknobelt, *ich* könne diese Entlastung besorgen. Und dafür fanden sie es passend mir den Ordinarius, und wärs nur den nominellen oder «persönlichen», um den Hals zu hängen. Anfang September sagte ich Roethe und Elster zu, 2 neue größere Vorlesungen zu übernehmen: Einleitung ins Nibelungenlied und Altgerm. Literaturgeschichte.

Die Veränderung besteht also für mich in folgendem:

1) ich habe besagte 2 Kollegienhefte neu auszuarbeiten;
2) ich habe die Fakultätssitzungen zu besuchen – wie oft man sie anstandshalber schwänzen kann, weiß ich noch nicht;
3) meine Uebungen benennen sich «Seminar» und werden in den betr. Räumen abgehalten; wieweit ich Zeremonien zu befolgen habe (Aufnahmearbeiten p. p.), muß ich mit Roethen erst noch besprechen;
4) ich werde nun für die von Roethe gezüchteten (altdtschen) Dissertationen der regelmäßige Korreferent, was bisher nur bei den halb oder ganz nordischen Arbeiten der Fall war;
5) ich habe mir einen Talar anmessen zu lassen: als Extraordinarius *durfte* ich das auch schon, machte aber keinen Gebrauch davon.

Ziehst du die Summe, so wirst du dir sagen können, wie du mich kennst: die Veränderung fällt auf die negative Seite der Lebenswerte. Ich halte mich gefaßt, daß vom April 1914 bis zum August 1915 mein Produzieren und freies Forschen kalt gestellt sein wird. Vom andern zu schweigen. Eine erklecklich erhöhte Zuhörerzahl würde mich freuen; aber an die glaube ich noch nicht, denn schon lange hab ich ja außernordische Kollegs gehalten, und der andere Titel zieht doch wohl nur dann, wenn er für die Prüfungen, namentlich das Staatsexamen, etwas bedeutet, was bei mir wegfällt. Ob der Zwang der Aka-

demievorträge meine Fruchtbarkeit begünstigt hat, weiß ich nicht: jedenfalls wirkt dieser neue, ordinariale Zwang in der andern, antiproduktiven Richtung; cf. Roethe!

Dennoch habe ich ohne Murren und Zögern ja gesagt, aus dem einzigen Grunde – du wirst es mir, dem Süddeutschen und Hedonisten nicht glauben, aber es ist wirklich so –: weil durch dieses Ordinariat die Möglichkeit gegeben ist, meinen Nachfolger aus jeder beliebigen Stellung nach Berlin zu locken. Vorausgesetzt freilich, daß man bis dahin die Stelle «etatsmäßig» macht.

An meinem Arlesheimer Plan ändert diese Würde und Bürde nichts. Sie steigert nur meinen Durst nach dem Privatgelehrtentum zum Lechzen. Denn dás glaube ich allerdings, daß ich «anderswo Besseres leisten kann als auf meinem Sitz in Berlin»: dazu brauchts nicht viel – 24jährige Erfahrung!

Alles andere versage ich mir heute (ich saß wieder, nach vielen Abhaltungen, einen Tag lang an der Njála, und jetzt ists spät): nur noch das eine, wichtige: du kommst doch zu Ostern her? Du erwähnst es nicht in dem Briefe, aber ich rechne darauf, daß du diesen Besuch nicht als Abzug von deinen Arbeiten ansiehst: kannst du doch hier auch allerlei erledigen, både[1] bei mir und auf der Königlichen. U. a. bringst du deine Sögur mit, wir wollen deine Bedenken besprechen. Früher lieferst du sie doch nicht nach Jena?

Also was ich fragen wollte: kannst du schon sagen, *wann* dir der Besuch bei mir paßt? Ceteris paribus würd ich vorschlagen: gleich deine erste Ferienwochen. Ein Basler Neffe soll nämlich auch auf 6 Tage zu mir kommen, und *wahrscheinlich* kommt er erst am 19. April. Aber ich unterstreiche das Ceteris paribus, denn *dein* Besuch geht vor, der Junge hat sich danach zu richten.

Ich freue mich ungeheuer auf dein Kommen. Wir müssen uns dann einmal Niedner und Herzfeld zuziehen.

Ad vocem Herzfeld: als er neulich bei mir war und wir über Zabern,[2] Yorck von Wartenburg, die echt preußischen Leute sprachen, tat ich die Aeusserung: ‹wäre ich gezwungen, mich einer Partei in Preußen anzuschließen, es könnten nur die Sozialdemokraten sein› . Wie hab ich dafür zu büßen!: seither bekomme ich alle 4 Tage von Georges Washington Ausschnitte aus dem «Vorwärts»[3] zugeschickt!

Besten Dank für Olriks Brief! Und nun Schluß!

Dein

And.

1 Dän. «sowohl».

2 Die Zabernaffäre: durch einen geringfügigen Vorfall am 28. 10. 1913 ausgelöste Streitigkeiten zwischen der deutschen Garnison von Zabern (Saverne) und der Zivilbevölkerung. In der darauffolgenden innenpolitischen Krise standen sich Militärs, gestützt auf die Krone, und Linksparteien gegenüber, wobei das Militär Sieger blieb.

3 Sozialdemokratische Tageszeitung (ab 1891, seit 1876 Wochenzeitschrift).

108.

Berlin 26. April 1914

Lieber Ranisch, deine Aerzte haben ihre Sache also brav gemacht; þeim fór vel.[1] Ich war Olga dankbar, dass sie mich rasch benachrichtigte, der Kaiserschnitt habe dich nicht das Leben gekostet. Dein gesunder Organismus hat die Wunde schnell heilen lassen – oder hängt das von andern Dingen ab? Heute sind ja all unsre Vorstellungen, von uns Laien, über Gesundheit und zusammenhängendes verkehrt!

Du hast also gut profitiert für deine allgemeine Bildung und Romane gelesen, die man núr liest: a) im Krankenhaus, b) in verregneter Sommerfrische. Zugleich hast du die Berliner Hamleteindrücke revidiert. Was du von Wolff mitteilst, klingt geistreich, überzeugt mich aber nicht. Im Hamlet hat Shakespeare eine Menge von geistreichen Lichtern aufflackern lassen: man muss sich hüten, darin gleich Leitgedanken zu sehen. Hierher stelle ich das mit der «Entsühnung einer in Sünde versinkenden Welt» (was nebenbei reichlich kanzelhaft ausgedrückt ist; ordene falder anderledes hos Digteren[2]). Auch das mit dem «Umdeuten der Befehle des Schicksals» ist nicht übel gesagt: aber, mir will scheinen, das ist auch nur eine der Blüten, die Hamlets Naturell treibt; nicht die Wurzel, woraus die Handlung zu verstehn ist. Diese Wurzel bleibt für mich, nach wie vor, die konstitutive Schwäche, durch Gedanklichkeit gehemmte Tatkraft des Helden. Nur glaube ich allerdings, dass ein Dichter um 1600, auch wenn er William Shakespeare hiess, das damit aufgestellte Problem nicht wahrhaft befriedigend lösen konnte: weil zu einer Lösung mehr Blick für das Physiologische und Pathologische gehörte, als man damals besass. Shak. tastet vortrefflich, genial, an diesen Dingen herum; aber schliesslich – auch ér springt nicht über seinen Schwanz hinweg. Einen morbiden Menschen zu zeichnen, der im übrigen patent war, nur eben nicht zum Raubtier tauglich, – das lag dem nördlichen Barock nicht!

Als ich Löwis neulich sah, war ihm Ragnarök noch unbekannt. Daher hätte die Frage keinen Sinn gehabt, ob seine russischen Stoffe richtig verwertet seien. Ich werds im Auge behalten.

Dein Besuch war zu kurz. Ich hätte vorher ein Verzeichnis der geistigen Tractanda anlegen sollen. Wir haben nicht alles «erledigt»! z. B. hatt ich dich interpellieren wollen wegen deiner Einwände gegen den Artikel Dichtung bei Hoops.

Etwas länger hats mein Neffe bei mir ausgehalten. Er hat mich auch öfter ins Theater verführt; dreimal: Eulenbergs Belinde, Shakespeares Sommernachtstraum und XY's «Gelbe Jacke» (ein chinesisches Sittenstück, in eigentlich unzulässigem Europäerdünkel parodiert). Satt at segja,[3] dieses dritte Stück hat mir am meisten Genuss bereitet. Bei Shakesp. war mir zu viel Gebrüll und Getobe; núr von Kulissen lebt unsereiner doch nicht mehr. Das asiatisch feine in der Gelben Jacke schlug durch alle Travestie der bengelhaften Europäer durch und gab einem das Gefühl einer leichten, ambrosischen Luft. Auch bühnentechnisch gibt diese Art Drama zu denken: grundsätzlicher Verzicht auf Illusion (der «Bühnenmeister» kommt und sagt: dies ist ein Boot; –

dies ist ein Friedhof p.p., während die Bühne unverändert bleibt). Darin liegt die Möglichkeit, dass der Geist über die Materie triumphiere; und darauf kommt ja alles an in der Kunst: was wir Europäer seit Beethovens und Goethens Tode so gründlich vergessen haben!

Von meiner Schwester lauten die Nachrichten só schlecht, dass man im grunde ihren Tod wünschen muss. Ihre seelischen Zustände sind durch das Morphium etc. so zerrüttet, dass es eine reine Tierquälerei ist, ein solches armes Wesen weiter leben zu lassen. Nebenher auch für ihren Mann und Sohn eine schier tötliche Aufreibung.

Etwas merkwürdiges hab ich an meinem Freund Schultz erlebt. Diese Ferien ist ein Stück von ihm, «Periander», in Nürnberg auf die Bühne gekommen. Er war dort und schrieb mir schon eine Karte, die die kühnsten Hoffnungen rechtfertigte. Vorgestern war man bei ihm: seine engeren Freunde, d.h. hauptsächlich Freundinnen und Schwestern seiner Frau. Und nun zeigte sich, dass Schultz noch weit mehr siegesberauscht war, als ich erwartet hatte. Er lief sozusagen herum mit dem dankbaren Aufblick zum Himmel, dass endlich, im 6ten Dezenn, ihm doch das Glück gelächelte habe. Dabei ist Periander dreimal gegeben worden und noch kein Anzeichen, dass er über Nürnberg hinausdringe. Zahlreiche gute Rezensionen soll es allerdings gesetzt haben; nur eine war schlecht, in irgend einem Winkelblättchen. – Ich habe an diesem Abend recht gefühlt, wie verschieden doch das Leben zwei Männer erzieht, die zwar herzlich ungleich, aber in Fragen des Geschmacks sonst doch einigermassen verwandt sind. Der eine nimmt sich selbst pathetisch; und nun, sobald ein lange verhaltener Durst gestillt wird, quillts über, und er verliert jeden Kompass – wenigstens nach dem Gefühl dessen, der sich und die Umgebung mehr ironisch nimmt.

Dazu kam ja nun das besondere (die besondere Pikanterie, hätt ich fast gesagt), dass ich gerade diesen Periander seinerzeit (vor etwa 6 Jahren) als mir nicht zugänglich ablehnen musste. Schultz ist ja sehr gross in diesen (wie in anderen) Dingen: es wirft keinen Hauch auf den Spiegel unsrer Freundschaft, wenn man ihm sagt: da kann ich nicht mit, und ihm eine Dichtung zerpflückt. Aber meine ehrliche Mitfreude an dem nunmehrigen Erfolg hätte eine andere Farbe, wenn ich das Stück selbst schätzen könnte. Ich verstehe in der Tat schwer, wie die biederen Nürnberger solche psychologischen, lebensfernen Raffinerien geniessen konnten.

Der Isländertag hier war sehr insignifikant. Man vertat viel Zeit mit wichtigtuerischen Geschäften – warum kann man sich nie rein gesellig zusammenfinden, als Pfleger gemeinsamer Interessen, ohne den Anschein, man habe reale Missionen zu erfüllen? Paul Herrmann leitete die Verhandlung so gefällig, mit einem Gemisch von poetischem Schwung und Kneipenhumor, dass es ihm zu danken war, wenn der Abend nicht ganz seelenlos wirkte.

Uebermorgen also gehts mit Gott und zusammengebissenen Zähnen ins Semester hinein! Mir ist so unsündig zumut, wie es einem nur sein kann, wenn man sich irgendwie nicht wohl auf dieser Welt fühlt.

And. H.

Was ich noch sagen wollte: die Einleitung zu meiner teutschen Njála ist etwas anderes geworden, als ich vorher wollte. Erstens viel länger, als sie sein sollte. Zweitens viel schulmeisterlicher, methodischer, als mir vorschwebte. Damit also weniger geeignet für diese Stelle, weniger gemeinverständlich (worin nur Jung-Schneider einen Vorzug erblicken dürfte!). Der Fall hat mir meine Unfähigkeit beleuchtet, eine gefasste Idee in Tinte auszuführen. Sobald die Feder läuft (vielmehr schleicht), bin ich ihr Sklav, und der Weg geht so, wie die Feder will. Ich beneide meine meisten Mitmenschen um die meisten ihrer Eigenschaften, darum aber besonders, dass die meisten einen Gedankengang ausdenken können, eh die manuelle Tätigkeit einsetzt. An mir erleb ichs immer wieder: setz ich mich hin, um einen «Entwurf» zu fixieren, so gibts entweder nur ein paar ganz kahle Ueberschriften, die man ebenso gut im Schädel herumtragen könnte; oder dann – ich fange an zu skizzieren, und vom vierten Satze ab ist es keine Skizze mehr, sondern die Ausführung; ich bin schon daran gewöhnt, dass ich oben hin schreibe, z. B. «Zur Einleitung», und dann wird dies das endgiltige Manuskript. Man fühlt sich bei solchem Verfahren so maulwurfshaft, ohne freien Ausblick, ohne souveräne Selbstbestimmung. Kennst du diese Art?

Diederichs hat dann ca. zwei Drittel der Uebersetzung erhalten und versprach, mit selten gesehener Schnelligkeit drucken zu wollen. Dagegen seine Ankündigungen von Edda II werden ein über das anderemal Lügen gestraft!

1 Isl. «sie handelten gut».
2 Dän. «beim Dichter klingen die Worte anders».
3 Isl. «um die Wahrheit zu sagen».

109.

Berlin 28. Juli 1914

Lieber Ranisch, anbei bekommst du 1) mein Bildnis: ich hab mich für Papas 80ten Geburtstag wieder dieser schmerzhaften Operation unterzogen; obs ähnlich ist, müssen die Unparteiischen entscheiden; 2) die Einleitung zu Bethes «Homer». Ich musste mir doch den ganzen Band zulegen, sodass ich diesen Eingang doppelt hatte.

Obwohl es einen freuen kann, wie resolut sich Bethe uns Germanisten in die Arme wirft, lesen wir doch seine allgemeineren Ausführungen mit geteilten Gefühlen: ich werde den Eindruck nicht los, dass er an wichtigen Wendepunkten Konfusion anrichtet. Wie er ja auch meine Ansichten z. T. grundfalsch referiert (z. B. dass ich die Eddalieder von einem Sängerstand vortragen liesse – es graut einen ordentlich!). Zieht man das Schlusskapitel des Bandes hinzu, so zeigt sich noch klarer: er schliesst einen Kompromiss zwischen der Anschwellungs- und der Sammeltheorie. Diese Gräzisten kommen und kommen nicht los von Lachmann, d. h. von der Sammlung getrennter Lieder! Auch Wilamowitz, mit dem ich neulich lange darüber plauderte, steckt, noch mehr als Bethe, in der Sammeltheorie. So entschieden Bethe in der Einleitung die

Linie zieht zwischen dem mündlichen und dem buchmässigen Werk (dass er gesprochene «Kleinepen» annimmt, die noch ins vorliterarische Lager fallen, könnt ich ihm konzedieren) – so unklar kommt schliesslich, am Ende der Dinge, diese Grenze heraus: er denkt sich nämlich die Entstehung der Ilias, möglichst kurz gesagt, so:

1) Aus den Liedern (bezw. Kleinepen) hebt sich heraus eine Menis von ca. 1500 Hexametern, unsangbar, aber nicht geschrieben; dies wäre das eigentlich geniale Werk. Also nach únsern Massstäben schon entschieden ein «Epos»; etwa so lang wie der Waltharius.

2) Teils mit Anlehnung an diese Menis, teils ohne solche (ganz ohne Seitenblick auf sie) erwachsen nun im Lauf der Zeit unterschiedliche Kleinepen, die z. B. die Beisetzung des Patroklos, die Losbittung von Hektors Leiche, den Bittgang zu Achilleus (Litai) behandeln und, notabene, zu *selbständigem* Vortrag bestimmt waren. (Pferdefuss! da schleichen sich die «Lieder» von anno dunnemals herein.)

3) Am Ende kommt ein trefflich begabter Mann, der eine merkwürdige Mittelstellung einnimmt zwischen einem Dichter und einem Ordner: der sammelt jene Kleinepen sub 2) und verwebt sie in die Menis sub 1), wobei er auch längere Strecken zudichtet, um die Fugen zu ebnen, aber grundsätzlich nicht auf Bereicherung des schon vorliegenden Bestandes ausgeht. Dieser Mann schafft also unsre Ilias.

Du siehst, ein Kompromiss! Es wäre schwer zu sagen, welcher der beiden ungemischten Theorien diese Bethe'sche näher steht. Der Mann sub 3) wäre zwar in weitem Masse Sammler, = Lachmann. Allein, die Fabel, der Gesamtgrundriss der grossen Ilias, wäre nicht erst durch diese Sammelei entstanden, sondern hätte schon längst in einem kürzeren Werke (Menis) vorgelegen; dies also mehr nach Ker hinüber.

Ich kann natürlich nur gefühlsmässig, bezw. nach den german. Analogien urteilen. Da muss ich sagen, dass mir die ganz oder halb selbständigen Kleinepen sub 2) unglaubhaft sind. Gesetzt, diese Stücke unsrer Ilias sind später, dann würd ich nichts anderes in ihnen sehen, als richtige Interpolationen, die mit der Feder in die geschriebene «Menis» eingesetzt wurden. Ich würde also viel méhr dem schriftlichen Entwicklungsgang zuweisen. Diese Zudichter können ja recht respektable Talente gewesen sein; und sie waren eben gut geschult an dem ersten Epos (der Menis, die ich mir aber viel länger denke). Auch brauchen sie ja in der Einfügung ihrer Zutaten keineswegs plump und fühllos verfahren zu sein: sie können recht wohl schon für feine «Gelenke» gesorgt haben. Dergestalt, dass ein letzter Ordner grösseren Stils für mich eigentlich entbehrlich wird. Mir würden sich also die Entwicklungsstufen etwa só darstellen:

1) Ein richtiges, gesungenes *Lied* mit der Fabel der Menis, ungefähr 200, höchstens 300, Hexameter lang.

(Ich denke mir, dass es am Schluss auch die Einnahme Trojas enthielt, denn das ist doch das naive «Z» dieses Stoffes.)

2) Ein Buchepos des selben Grundrisses, *vielleicht* 6000 Hexameter stark. Dies war «Homer», d. h. die geniale, weltliterarische Tat: diese Dichtung hat

den homerischen Stil geschaffen mit seiner herrlichen Psychologie, seiner ruhevollen Entfaltung der Vorgänge, seinen wunderbaren Gleichnissen p.p. (Dieser Dichter liess die Einnahme Trojas weg aus künstlerischen Erwägungen.)

3) Dieses Buchepos erfährt reichliche Zudichtungen, lange Episoden, die niemals für sich bestanden, weil sie ihr poetisches Interesse erst erlangen im Zusammenhang mit dem grossen Ganzen. Diese Zudichter waren richtige Homeriden, die keinen höhern Ehrgeiz hatten, als den Ton des grossen Vorgängers gut zu treffen (was ihnen in wechselndem Grade gelang), die aber das berühmte Werk dadurch zu verbessern glaubten, dass sie ihm jene Episoden einverleibten (d.h. zudichteten).

4) Daneben mag es auch gegeben haben die «Interpolatoren» proprio sensu, die Kleinen von den Meinen, die da und dort einen Vers, eine Versreihe beisteuerten, ohne wahre Dichter zu sein. Dies wäre also mehr, um Luthersch zu sprechen, der Mäuse Mist im Pfeffer. Durch diese Zutaten von 3) und 4) gewann die Ilias ihren jetzigen Umfang, + 13.000 Hexameter. Ich hätte nichts dagegen, dass «Homer» auch schon *mehr* als 6000 gedichtet hätte.

Eine Stufe 5), d.h. ein Letzter, der das Ganze kritisch vornimmt und mit geschickter Hand die Fugen ebnet, erscheint mir, wie gesagt, nicht notwendig; immerhin denkbar. Uebrigens kann sich diese ebnende Tätigkeit auch auf Mehrere verteilt haben; sie wird schwer zu trennen sein von der Wirksamkeit sub 3) und 4).

Wie denkst du darüber? Ich meine, rein instinktiv nach deinem germanisch geschulten Blick! Es würde mich interessieren, dein Votum zu hören.

Ich lese heute in 8 Tagen zum letztenmal. Diese Woche gibts noch drei Prüfungen, alle in Deutsch, Hauptfach: Roethe scheint also auch sehr okkupiert zu sein, dann legt er einige der Kandidaten auf mich. Eben war der eine bei mir und wurde geprüft. Recht mässig! Wusste nichts von Jordanes, wusste nicht, dass nach der gotischen die englische Literatur die älteste ist, kannte nicht die Wiener Genesis und setzte den Waltharius erst in das 11te, auf meinen Vorhalt in das 12te Jh. Wie findest du das? Eine Antwort, die man öfter bekommt: Wonach begrenzen Sie das Ahd. gegen das Mhd.?: «Nach der zweiten Lautverschiebung!»

Ich vergass im letzten Brief zu sagen, dass mir deine Bemerkungen zu den Zwei Isländergeschichten[1] wertvoll waren. Ich habe sie mir notiert und glaube, dass du in fast allen Fällen Recht hast. Die Stelle 46,21 scheint mir unverderbt: «wenn du der Sache (meines Sohnes) nicht entgegentrittst». Zu S.II: zwischen dem várþing[2] und dem alþingi[3] liegen nur wenige Wochen, so dass die Ereignisse von S.20,20 – 30 doch wohl einen längern Zeitraum heischen. Die Meinung ist doch wohl die, dass die beiden Häupter ihre Truppen entlassen und dann neue anwerben (Z.30): dies hätte man in der kurzen Zeit zwischen várþing und alþingi kaum getan. Dagegen Thorodds utanferþ[4] wird in der Tat später zu setzen sein.

Leider kommen von meiner Schwester wieder bösere Nachrichten. Die mindeste seelische Erregung zieht ihr Herzschwächen zu. Ich werde mich nicht leichten Herzens zum Reisen im August entschliessen.

Hoffentlich bist du zufrieden mit deiner arbeitsamen Einsamkeit und hast gute Nachrichten aus Polen. Um einen Weltkrieg brauchen wir uns kaum zu ängstigen; sie haben alle Manchetten.

Herzliche Grüsse! And.

1 Vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 224.
2 Aisl. «Frühjahrsthing».
3 Aisl. «Allthing».
4 Aisl. «Ausreise».

110.

31. VII. 14

LR., du würdest mich beruhigen durch eine Zeile Nachricht, wie dus mit Olga und euern Kindern eingerichtet hast. Die Lage hat sich ja unglaublich zugespitzt seit meinem letzten Brief! Ich kann mir nicht denken, daß Olga jetzt noch ohne Risiko über die Grenze reisen kann. Das schönste wäre ja, sie wäre schon vorher zurückgereist; aber so waren eure Pläne wohl nicht.

Gestern Abend fühlte man sich schon ganz im Krieg. Du hättest diese Stimmung unter den Kollegen in der Fakultätssitzung miterleben sollen! Man sprach von nichts anderem. Auf den Straßen um 10 Uhr Nachts ein Gewimmel von Menschen; jeder hatte wohl das Gefühl: schlafen kann man jetzt nicht. Mein Freund Schultz steckt in Konstantinopel (er besuchte Troja): ich frage mich besorgt, auf welchem Umwege er zurückkehren mag. – Da die Stimmung zu erregt ist für Altisländisches, hab ich heute geschlossen. Wünschen wir uns das beste!

And.

111.

[Postkarte] Berlin 17. Aug. 1914

LFr., bisweilen gehts doch besser im Leben, als man erwartet! So mit der Rückkehr þeira Olgu[1] über die kosakenzertrampelte Grenze. Ich war sehr froh, es von dir zu hören. Auch þau Schultz[2] sind mit dem letzten Schiff noch von Kunstenobel nach Constanza und durch Rumänien und Galizien heimgelangt.

Die paar letzten Tage waren nachrichtenärmer, aber jetzt kanns losgehn! Von der Ostgrenze wird man wohl eine Zeit lang wenig hören; fast alle unsre Macht ist gen Westen geworfen. Eure Primen werden auch im Felde stehn – du hast sie immer für hoffnungsvolle Landesverteidiger gehalten! Ich habe vergeblich auf die Einquartierung bei mir gewartet; das Angebot scheint auf allen Gebieten überreichlich zu sein. Einige eifrige Kollegen erboten sich beim Ministerium als Schullehrer, aber der Bescheid kam, es sei kein Bedarf! Diederichs ist betrübt, daß Genzmer ihm die Edda nicht liefern kann: die wäre dás Buch für den nächsten Weihnachtstisch, selbst wenn noch kein Friede da wäre!

Tausend Grüße! And.

1 Isl. «von Olga und den Kindern».
2 Isl. «Schultz und Frau».

112.
[Postkarte]

LFr., was treibt ihr? Pflegt Olga Verwundete, und du hältst Kriegsreden an die deutsche Nation? – Deine arme Heimatsprovinz muß arg herhalten! es schneidet einem ins Herz. Möge bald die Rache kommen! – Findest Du nicht, solch ein Krieg vermehrt das Verständnis für die Faustrechtideale der Sagas und Heldenlieder? Ob mans deinen Sögur anmerken wird, daß sie die letzten Hammerschläge in dieser Zeit bekommen? – So mutig man vor 3 Wochen war, – sólche Siege erwartete gewiß keiner! Den Krieg mit Frankreich betrachten unsre Zeitungen als gewonnen (möge es nicht den Neid des guten alten Gottes erregen!). England ist eine Sphinx; was hat es mit seinen Dreadnoughts vor? Ueber unserm deutschen Lektorat in Reykjavík steht ein Unstern: Busse eilte nach 10 isländischen Tagen zur Gestellung zurück – und wird in Leith abgefaßt! Sitzt jetzt in einem Edinburger boarding-house. Mit Müh und Not konnte man erfahren, was aus ihm geworden ist.

Euch gehts hoffentlich allen gut.

28. 8. 14.

And. H.

113.
[Postkarte]

Berlin 13. Sept. 1914

LR., lange Gedanken zu spinnen, hat man jetzt nicht die Stimmung; nur meinen Baslern hab ich neulich noch den Zustand hier zu schildern gesucht. Für uns im Reich ist es eine Zeit der Postkarten. – An eine förmliche Niederlage der Zentralmächte kann man doch eigentlich nicht mehr denken – daß wir so weit sind! man hätte den Gedanken vor 6 Wochen nicht gewagt –, aber die *Größe* des Erfolges, die Dauer des Krieges: das alles liegt im Dunkeln. Wer wird mit dem Geld am längsten durchhalten? England leidet doch gewiß jetzt schon schwere Einbuße, da ihm der ganze Handel mit uns ausfällt: an die 10 Kriegsjahre wird Hr. Grey selbst nicht glauben! Oesterreich scheint mit seiner russischen Hälfte nicht fertig zu werden. Ob Hindenburgs neuer Sieg Ostpreußen reingekehrt hat? Ich hörte privatim, noch *nach* Ortelsburg sei *die Hälfte* der Provinz von Russen besetzt gewesen. Man wird dort die Kultur ganz neu aufbauen müssen. Schade, daß wir Leuven s. Z. nicht mitgenommen haben. Wenn nur das liebe Brügge stehn bleibt! Sind wir erst an der Kanalküste angelangt, dann muß sich Größtes entscheiden ... Ein Glück, daß man bei allen Rätseln und Lücken unseres Wissens immer das feste Zutrauen auf die Umsicht der Heeresleitung behält, fast so wie der Gläubige auf die Vorsehung. – Ich bestrebe mich, allerlei Nibelungenliteratur zu lesen; der Exzerptenhaufe wächst. Man scheint ja im Winter lesen zu müssen. Möge morgen Gutes von der Marne verlauten! Es grüßt dein And.

114.

Berlin 18. Oktober 1914

Mein lieber Ranisch, jetzt beiss ich mir auf die Zunge, dass ich nicht vom Krieg rede! 'Swird ja bei euch ähnlich sein wie bei uns: man spricht von nichts anderem mit Jung und Alt, Mann und Weib; man liest wenig Anderes als Zeitungen; wir werden hier die gleichen Stimmungen haben wie ihr an der Hase, und – mein Vetter ausm Generalstab weiss nicht mehr als deiner. Ergo ...

Nur so viel: von Symons hatt ich einen interessanten Brief. Ihn, als uns Wohlwollenden, bedrückte es, dass unsere Manifeste immer mit der Selbstschändung der belgischen Neutralität arbeiteten, ohne dass sie je bewiesen worden sei. Ich wies ihn dann auf die in Brüssel gefundenen Generalstabsakten. Item, Belgien sieht sich für die holländischen Nachbarn doch sehr anders an als für uns: sie fühlen in erster Linie Mitleid mit dem armen Lande. Dass auch ich die Denkweise unsrer Zeitungen oberflächlich und klippschulmässig finde, versteht sich: wenn Symons (im Blick auf die bekannte Abwehr der englischen Theologen durch Harnack) schreibt: «der Krieg scheint der Logik nicht günstig zu sein», so darf man beifügen: und der Psychologie noch viel weniger! Nicht nur die Gesetze, sondern so vieles andere schweigt während des Krieges, und manchmal beschleicht mich düstre Ahnung, dass unsre innern Verhältnisse nach dem Friedensschluss ... doch nein, davon will ich nicht reden: es ist fast wie Undankbarkeit gegen die Braven, die sich in den Schützengräben abrackern für uns Ofensitzer!

Also nun Friedliches! Gestern abend hast du mir, uns wieder einmal gefehlt: Niedner, Herzfeld und Löwis waren bei mir, und meine Weine mundeten ihnen so, dass sie erst nach 1 Uhr das Feld räumten. So stand ich heute spät aus den Federn auf: wir sind allesamt temperenzlerisch verseucht, und eine gelegentliche Ausnahme wirkt heftig auf uns ein. Aber nett war es mit den Dreien, wenn auch die laute Nervosität Herzfelds einen Zug von Unruhe in das Gespräch brachte. Löwis, der sonst den Aristokratengrundsatz leisesten Sprechens verfolgt, sah bald, dass damit hier nicht auszukommen war!

Schaue ich auf diese 2 1/2 Monate zurück, so kann ich nicht rühmen, dass ich intensiv gearbeitet hätte. Immerhin ists in der zweiten Hälfte besser geworden, wenn es auch fast ganz beim Rezipieren blieb: eine (wie ich glaube) eigene Meinung hat sich mir krystallisiert über die Ausbildung der Kämpenrollen beim Burgundenuntergang: von der ersten Stufe, Akv., über die zu erschliessende zweite (baiwarische Lieder ca. 800 nach der Neuformung des Hauptmotivs) zu der dritten (Vorlage der Thidr.s.) und endlich zu der vierten, NL. Vielleicht mach ich den Akademie-vortrag draus, den ich vor Weihnachten loszulassen habe:[1] bisher hatt ich an Sprichwörter in den Havamal und die Textkritik der Loddfafnismal gedacht, aber jene Haudegentaten wären unleugbar zeitgemässer.

Meine exzerpierende Lektüre begann ich mit dem mächtigen Aufsatz Braunes Btr.25 über die Handschriftenverhältnisse des NL. Das schaffte mir eine gesunde Basis für das weitere. Braune hat hier eine riesenhaft verdienstliche Arbeit geleistet. Fast durchweg stimme ich ihm bei; seine Darlegungen haben

das Zwingende eines Rechenexempels, und Zwierzinas Einwände wiegen nicht schwer. Die Stellung der Handschrift A scheint mir damit endgiltig festgelegt.

Imponiert hat mir auch das Buch Kettners von 1897, das ich früher nur angenascht hatte. Dass er noch im Banne der Liedertheorie steht und diese zu der wunderlichen Lehre von den «Büchern» weiterzubilden sucht, muss man sich wegdenken. Aber seine Prüfung der «Unechten Strophen» ist ungemein geschickt und feinfühlig: die Atethesen Lachmanns haben hier ihren besten Anwalt gefunden, und ich gestehe, dass ich an einigen Stellen geneigt bin, der Unechtheitslehre zu folgen. Dies bleibt dás Problem, über das ich am wenigsten zur Klarheit gediehen bin, während mir die lat. Nibelungias und Droeges zwei Wormser Eposse (von 1020 und 1120)[2] jetzt als Seifenblasen erscheinen. Am wertvollsten sind Kettners Abschnitte über die stilistische Abhängigkeit des NL von den älteren Reimpaarepen und von dem Minnesang, sowie seine Schilderungen der Kulturumwelt und des Stils.

Von den drei Aufsätzen Droeges in der Zschr.f.d.A. ist der erste[3] ausgezeichnet und bringt viel Schlagendes über das Verhältnis des NL zur Ths. Diese Vorlage erkennen wir nun doch leidlich deutlich, mindestens für Teil II: für die Brünhildsage schwanke ich noch, ob nicht die Ths. auf ein *Lied* zurückgeht und zwischen diesem Liede und dem NL eine Zwischenstufe, ein (kürzeres) Spielmannsepos anzusetzen ist. U.a. spricht für eine solche Zwischenstufe dies: die Vorlage der Ths. fasste Sigfrid noch als den reichlosen, heimatlosen Recken; im NL streiten die beiden jüngeren Vorstellungen: Sigfrid herrscht in dem von ihm unterworfenen Nibelungeland – und: er herrscht in dem ererbten Niderlant. Diese unklare Mischung erklärte sich am besten aus der Annahme: die nächste Vorlage des NL enthielt schon das Nibelungelant, Noster[4] brachte das Niderlant hinzu (mit Sigemunt, der höfischen Jugend usw.), und es gelang ihm nicht, die beiden Dinge klar gegen einander zu verrechnen.

Sehr förderlich sind Vogts Aufsätze, einer über die Klage.[5] Darin weist er endgiltig nach, dass die Klage vom Burgundenstoff nur das kannte, was aus dem NL zu schöpfen war. Die geheimnisvolle Vorstellung, die Klage habe noch allerlei anderes gewusst, ist abgetan. Für die Vórgeschichte des NL zählt die Kl. gar nicht mit, nur für seine Nachgeschichte, sofern der Bearbeiter C einiges aus der Kl. holte.

Im ganzen muss ich sagen: die grossen Streitfragen, die das NL seit 100 Jahren umtobt haben, sind fast alle soweit geklärt, dass man sich ein leidlich zusammenhängendes Bild von der Entwicklung machen kann. Am meisten Zweifel habe ich, wie gesagt, darüber: liegt zwischen dem Archetypus unsrer Dichtung (der sich bis auf geringe Reste erschliessen lässt) und dem «Original» ein grösserer Abstand? m.a.W.: vermögen wir in unserm Urtext ältere und jüngere Strophen zu unterscheiden? Man müsste wissen, wie eigentlich mittelalterliche Epiker gearbeitet haben. Haben sie mitunter frühere Partien später erst verfasst, so dass ein früheres Stück die (weniger passende) Nachahmung eines späteren sein kann? Wenn ja, dann käme man oft hinweg über die Ansetzung eines Interpolators.

Unsre Fakultät hat beschlossen, erst am 29ten anzufangen, sodass ich in der

ganzen kommenden Woche erst éine Stunde zu lesen habe (5 Stunden fallen mir auf Montag bis Mittwoch). Ob wir Hörer bekommen? Bisher hat sich mir ein intelligenter Deutschamerikaner vorgestellt. Einige rechnen auf 3000 Berliner Studenten; es kämen wohl auch Leute aus Königsberg, Strassburg und selbst Breslau, die sich bei sich nicht sicher fühlen!

Die genauere Beschäftigung mit den preussischen Offiziersdichtern denke ich mir ganz reizvoll. Weisst du, wenn du davon sprichst, du versuchest, «in einen Dichter hineinzukommen», dann überkommt mich immer ein Schlotter der Ehrfurcht; ich glaube, ich bin noch nie in einen Dichter oder ein Dichtwerk so «hineingekommen», wie es deinen Massstäben entspräche!

Hast du etwas von Jiriczek gehört? Ich schrieb ihm im Juli und fragte, ob wir allenfalls in einer Sommerfrische zusammenstossen könnten, – was dann freilich durch die Ereignisse beantwortet wurde. Edw. Schröder drillt Truppen bei Soltau, Genzmer ficht gegen die Russen an der obern Weichsel; von manchen einstigen und jetzigen Hörern bekomme ich Feldpostkarten aus verschiedenen Himmelsgegenden. Roethe strebt tatenhungrig nach einem Posten in der belgischen Verwaltung: was unsre Germanistik mehr verwaisen würde als der Tod R. M. Meyers. ... Ob wir jemals wieder in das heilige Feuer für unsre Wissenschaft hineinkommen?

Geht es Olrik gut? Ich schrieb ihm vor etwa 2 Wochen – somehow auf Sammtpfötchen, denn ich ahne nicht, wie er über diesen Krieg denkt. Im übrigen scheinen sich ja die Dänen brav zu halten; «Politiken» ist eine Hauptquelle der Vossin.

Grüss Olga, und ich wünsche Glück zum Reisekorb. Ueberhaupt, es ist doch herrlich, dass sie nicht jenseits stecken blieb!

Dir drückt die Hand dein

And.

1 Vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 234.

2 Vgl. K. Droege, Die Vorstufe unseres Nibelungenliedes, in: *ZfdA* 51 (1909), 177 – 218.

3 Vgl. K. Droege, Zur Geschichte des Nibelungenliedes, in: *ZfdA* 48 (1906), 471 – 503.

4 «Unser» NL-Dichter.

5 Vgl. Friedrich Vogt, Volksepos und Nibelungias, in: *Mitteilungen der schles. Gesellschaft f. Volkskunde* XIII – XIV (1911), 484 – 516, und ders., Zur Geschichte der Nibelungenklage, in: *Festschrift der Universität Marburg für die Philologenversammlung 1913,* 1913, 139 – 167.

115.

Berlin 1. November 1914

Lieber Freund, eure Erlebnisse mit den Einquartierten haben wirklich etwas Wunderbares, und man sieht, dass auch diese vaterländische Wohltätigkeit, wie die übrigen Dinge der Welt, ihre zwei Seiten hat. Aber Olga hat so recht als *mikilmenni*[1] oder als *kvenskǫrungr*[2] gehandelt; das wird euch beiden Freude machen.

In Sachen der belgischen Neutralität möcht ich mich auch nicht als Kenner ausgeben. Es ist mir nicht genau bekannt, wie eigentlich Rechte und Pflichten der bewaffneten Neutralen geregelt sind; z. B. ist es Rechtens, dass ein solches Land bei Einbruch einer überlegenen Macht förmlich erklärt: ich protestiere gegen den Rechtsbruch und weiche der Gewalt (d. h. ergreife keinen bewaffneten Widerstand)? Nach meinen schweizerischen Instinkten dürfte man sichs nícht so bequem machen; man müsste sich an dem einrückenden Nachbar verbluten – mehr oder minder. Aber man liest jetzt so verschiedene Ansichten über das Wesen der Neutralität, dass ich mich frage: gibt es überhaupt halbwegs feste Regeln für diese Dinge? Und wenn ja, haben sie im Ernstfalle mehr Wert als etwa die Bestimmungen über das Seerecht, die in den Händen der Engländer wie Wachs zerfliessen?

Unmassgeblich würd ich meine Meinung über die Belgier so formulieren:

1) Wir haben durch unsern Einmarsch die belgische Neutralität als Erste verletzt; denn formal bestand diese Neutralität bis dahin. Von Bethmanns schönem Bekenntnis am 4. August sollte man nichts abmarkten.

2) Die belgische Regierung hat erwiesenermassen schon früher ihre Vereinbarungen insgeheim getroffen mit Frankreich und England. Selbst wenn sie nur für dén Fall berechnet waren, dass Deutschland zuerst einbräche, waren sie ein entschiedener Bruch der Neutralität, ein faktischer, kein formaler (weil diese Abmachungen geheim waren).

3) Deshalb rückt unser formaler Rechtsbruch sub 1 in eine andere ethische Beleuchtung. Die Neutralität, die wir verletzten, war ein hohles, entweihtes Ding.

4) Die Masse des belgischen Volkes wird von den Machenschaften sub 2 nichts gewusst haben. Sie fühlte sich also durch unsern Einmarsch schuldlos gekränkt. Dies müsste man billigerweise beim Urteil über die Belgier in Anschlag bringen. Die Scheusslichkeiten in Antwerpen und anderswo stehn auf einem besondern Brett; aber zum Verständnis des Freischärlerwesens muss man bedenken, dass ein Einbruch in ein sich neutral fühlendes Land anders, bittrer wirkt als der Einmarsch eines Heeres in ordentliches Feindesland.

5) Hinter diesem belgischen Freischärlertum stand offenbar die belgische Regierung: sie zog die Drähte, sie wies die Leute an zu diesem unglaublich rabiaten Widerstand. Die pure Volksstimmung hätte nicht *solche* Blüten getrieben.

So erscheint mir diese ganze Sache als eine, die mehr als zwei Seiten hat: da unsre Presse in Kriegszeiten alles und jedes nur als eine Frage des rechtwinkligen Rechts und Unrechts behandelt und selbstverständlich sich für das Recht auf deutscher Seite entscheiden muss, behandelt sie die belgische Frage unzulänglich.

Symons hat mir nocheinmal geschrieben und mir im wesentlichen beigestimmt. Jene Brüsseler Akten schienen auch ihm zu zeigen, dass die belgische Regierung einseitige Techtelmechtels getrieben hat, die der Heiligkeit der Neutralität widerstreiten.

Du klagst wiederholt über das Lähmende dieser Zeitläufe. Auch ich habe in den ersten 6 Wochen drunter gelitten. Seither sind meine Leiden andrer Art:

ich will von der Presse absehen – dass die seelisch vereinfacht, in gewissem Sinne roh ist, das mag eine Notwendigkeit sein: anders ginge vielleicht die nötige Spannkraft bei der Menge verloren, der derbe Glaube an sich selbst. Aber unsre Intellektuellen: ich fühle mich durch eine tiefe Kluft von ihnen getrennt; unter den Hiesigen ist eigentlich nur Schultz, mit dem ich mich gefühlsmässig noch zusammenfinde. An Begeisterung für die deutsche Sache fehlt es mir gewiss nicht; niemand kann jetzt den Erfolg unsrer Waffen wärmer wünschen als ich (ich gestehe, dass ich vór dem Kriege noch anders darüber dachte). Aber es ist mir einfach nicht möglich, auf die Dauer jede feinere Psychologie zu verabschieden, alle die Gesichtswinkel zu entlassen, die doch sonst zum innern Besitz des Historikers, überhaupt des Forschers, gehören; so den Grundsatz «Audiatur et altera pars», die Ueberzeugung, dass solche Völkererregungen nicht mit simplem Einmaleins abzutun sind; dann aber auch das Gefühl, dass wir Deutsche, auf deren Seite bisher die Erfolge standen, das schöne Vorrecht hätten, vornehmer, grossmütiger zu urteilen als die Andern, die von bangen Ahnungen drangsaliert werden. Ich vermisse schmerzlich die Noblesse, die Grossmut in den Kundgebungen unsrer geistigen Spitzen (ich rede hier, wie gesagt, nicht von den Zeitungen). Ich frage mich auch: ist es für unsern Sieg nötig oder förderlich, dass unsere Gelehrten und Künstler eifrig das Ihre tun, um auch auf den geistigen, abstrakten Gebieten den grossen Hass recht tief dem Erdboden einzueggen? Von dieser Notwendigkeit kann ich mich nicht überzeugen. Es schmerzt mich ferner, dass der Ruf nach «Widervergeltung» in der Behandlung der engl. Gefangenen jetzt in den oberen Kreisen Gehör zu finden scheint. Wir sollten, meine ich, dás Mass von Humanität üben, das unsern eignen Anschauungen und Anforderungen entspricht, und unsre Massstäbe nicht hernehmen von Andern, die wir hierin verachten müssen.

Ueber diese Sache hätt ich gern einen kleinen Artikel in ein Blatt lanciert. Aber ich tats nicht: er wäre gewiss nicht aufgenommen worden, und als von einem gebornen Schweizer herrührend, wäre er missdeutet worden. Unsre Presse wíll nun einmal nur die éine Seite beleuchtet sehen; es soll alles geradlinig orthodox sein. Ein kleines Pröbchen! Zu Anfang des Kriegs brachte die Vossin einen Artikel von dem famosen Ludwig Stein, jüdischen Philosophen und Berliner Häuserspekulanten: darin stellte er es so hin, als hätte Bourbaki[3] seinerzeit beim Uebertritt seiner Entwaffneten auf Schweizerboden die schweizerische Neutralität geschändet; das Schweizervolk wisse recht wohl, wér damals sein Feind gewesen sei, u. dgl. m. Ich sandte eine kurze sachliche Berichtigung ein mit Namensnennung und dem «alten Abonnenten». Sie wurde natürlich nicht aufgenommen. Die Redaktion fand es nicht nötig, die vielen berechtigten Anklagen gegen Frankreich rein zu halten von erlogenen.

Indessen, du darfst das nicht zu tragisch nehmen! Ich spreche mich dir gegenüber aus über diese Dinge: das tut mir wohl; aber ich hänge natürlich nicht immer diesen Gedanken nach, die dir vielleicht übertrieben kritlich erscheinen. Dazwischen kommen ja auch bei mir die derberen, volkstümlichen Stimmungen, wo man nur noch sagt: jetzt aber wollen wir sie dreschen! Ueberhaupt, alles was aus dem Felde kommt, berührt mich gross und erquik-

kend: diese Mannen in den Schützengräben sind viel bessere Menschen als die Intellektuellen zuhaus mit ihren giftstachligen Reden und Schreibereien. Unsre braven Truppen würd ich in Schutz nehmen, auch wenn sie dazwischen einmal ein bischen schänden, brennen und rauben. Man kann nicht weltgeschichtliche Heldentaten vollbringen und zugleich ein zahmes weisses Lämmlein sein.

Það var nú það![4] Von meinen Zukunftssorgen ein andermal: dieser Brief ist schon gallig genug! Zu Friedlicherem! Für meine Nibelungen hatt ich 12 – 16 Leute erwartet (am liebsten wären mir ja 1 oder 2 gewesen, dann hätt ichs nicht zu lesen brauchen). Aber nun, wie ich vorgestern den Saal betrete, flimmert es mir vor den Augen von gedrängten bunten Weiberröcken, und ich sehe das vertraute Auditorium mit seinen 116 Plätzen angefüllt, wesentlich von Weibern: ich glaube kaum, dass es über 20 Männer waren. Beinah hätt ich ausgerufen: meine Damen, Sie hier? Gehören Sie nicht in die Lazarette? Also Krieg und Roethe, diese beiden Mächte haben mir diese reiche Hühnerschar in den Stall gejagt.

Dass das neue Kolleg sehr viel zu arbeiten gibt, fühle ich besonders in den Gelenken des rechten Arms. Aber ich kann nicht leugnen, es hat seinen eignen Reiz, eine grössere Vorlesung wieder einmal neu auszuarbeiten. Lauter Dinge vorzutragen, die man wenige Tage vorher, nicht ohne Geburtsschmerzen, ans Licht gefördert hat: das würzt einem den Betrieb immerhin.

Als ehrlicher Mann muss ich dir eingestehn: wenn ich früher darüber spottete, dass Scherer 1886 gar so lange verweilte bei der Geschichte des NL in der Neuzeit, – ich machs auch nicht kürzer! Auf AWSchlegel geh ich sogar viel breiter ein: in den Ferien hatt ich mir seine betr. Vorlesungen ausgezogen, da reizte es mich, drauf einzugehn. Ich erspar mir anderseits das meiste von dem Gezänk der 1850er Jahre pro et contra Lachmann. Denn das sind doch olle Kamellen. Ueberhaupt strebe ich darin von Scherer abzuweichen, dass ich das Bibliographische ungleich mehr beschneide. Und dann der Hauptpunkt: Scherer hatte das Stoffgeschichtliche geradezu sündhaft vernachlässigt. Ich musste damals am 22. Juli Berlin verlassen, weiss daher nicht, ob die letzten 14 Tage des Semesters noch die Sagengeschichte anrührten: bis dahin gabs *nichts* davon, und auch die ausführliche Einleitung nahm die Worte Eddalieder, Thidrekssaga kaum in den Mund (wie mir mein Kollegheft zeigt). Meinen langen Abschnitt 2 «Forschungen zum NL» hab ich nicht chronologisch, sondern nach den Streitfragen eingeteilt und deren 9 aufgezählt: Das Handschriften-ABC; «unechte Strophen»; Liedertheorie; Verfasser, Alter und Heimat; Verhältnis zur Klage; Verhältnis zur Thidr.s.; Nibelungias?; die eigentlichen sagengeschichtlichen Streitfragen; die Strophenform.

Wenn du dich, was die Entstehung des NL betrifft, als Nihilisten bekennst, muss ich fragen: womit vergleichst du? welchen Massstab legst du an? Also z. B. findest du den ältesten deutschen Minnesang besser erklärbar? Oder die aisl. Saga? Oder das agerm. Heldenlied? Du musst mir genauer sagen, welche einzelnen Punkte dir rätselhaft erscheinen.

Die umfängliche Sagenarbeit Waldemar Haupts ist jetzt ausgedruckt. Der Verfasser steht im Feld, ich habe den Rest der Korrektur besorgt, und zuletzt

fiel mir plötzlich noch ein, dass ein Wälzer von fast 300 Seiten ohne Register nicht bestehn kann, da setzt ich mich hin und fertigte in 24 Stunden eines an. «Edel sei der Mensch ...» Die Schrift ist famos; sie stellt tatsächlich unser Bild von der Dietrichdichtung auf einen neuen Boden. Sollte ich noch einmal Heldensage lesen, ich hätte den ganzen Abschnitt umzubauen. Vielleicht bin ich bestochen, weil Haupt die grundsätzlichen Anschauungen so sehr von mir übernommen hat. Aber mein Gott, solange ich eben diese Anschauungen für richtig halte, billige ich auch die daraus erwachsenen Schlüsse. Wenn mir später einmal alles anders erscheint, werde ich wieder objektiv werden!

Aber wohlgemerkt, Haupt war daneben in hohem Grade selbständig: ich will ihn keineswegs als den gelehrigen «Schüler» hinstellen.

Lebwohl! Ich kehre zum Heft zurück; Handschriftenstammbaum – ein dorniges Kapitel!

Dein Thuleband wird ein Meister- und Musterband werden: schade, dass er nicht als Nr. 1 den Folgenden vorleuchten konnte.

In alter Freundschaft

And.

1 Isl. «Mensch von großer Denkungsart».
2 Aisl. «Prachtweib».
3 Französischer General, der 1870 im Krieg gegen Deutschland eine Schlacht verlor und seine Soldaten, um sie vor der deutschen Gefangenschaft zu schützen, in der Schweiz internieren ließ.
4 Isl. «soweit das».

116.

Berlin 26. Nov. 1914

Teuerster, gestern ist mir Heil widerfahren: ich konnte meine Seminarübungen begraben! Dieser Teil meiner dozierenden Tätigkeit litt nämlich unter dem Kriege: von Anfang an waren nur sechs Leutchen, vier Männlein und 2 Weiblein, für Ynglinga saga interessiert; dann fielen noch drei ab – für Lazarettzwecke u. a.: kurz, ich fasste mir gestern ein Herz, stellte an die Uebrigen die strategische Frage, ob sie die lebenden nordischen Sprachen läsen, was für die Referate nötig wäre; und als dies verneint wurde, erklärte ich mit vor Schmerz vibrierender Stimme, da müssten wir für diesen Winter den seminaristischen Betrieb aufstecken. Damit gewinne ich Zeit für die fruchtbarere Arbeit, und namentlich: ich kann mich mehr *konzentrieren* auf die Nibelungenarbeit, die nun eben einmal in diesem Winter obenan sitzen muss.

Zur Neutralitätsfrage noch dies. Dass ein Land von der Lage Belgiens unmöglich unverletzte Neutralität beobachten könne, dahinter setz ich ein Fragezeichen. Als der Kaiser vor 2 Jahren den schweizerischen Manövern beiwohnte, soll er gesagt haben: wenn meine rechte Flanke nur ebenso gut gedeckt wäre wie meine linke! – Das ging also auf Belgien. Ich vermute: wenn Belgiens Neutralität das selbe Zutrauen genossen hätte wie die der Schweiz, und

wenn es sein Heer in entsprechend gutem Stande gehabt hätte (also etwa eine 1/2 Million Mann), dann wäre man nicht durch belgischen Boden marschiert – eben in der Berechnung, dass es auch den Gegnern zu teuer stehn würde. Billig ists auch uns, weissgott, nicht geworden.

Deine Frage: kann denn ein kleiner neutraler Staat ganz ohne Neigung nach einer Seite hin sein? ist dahin zu beantworten: als Staat, ja; seine Bürger mögen mehr oder minder lebhafte Sympathien für diese oder jene Partei haben. Das verträgt sich schon zusammen – vorausgesetzt, dass alle entschlossen sind, ihre staatliche Selbständigkeit gegen álle Nachbarn zu wahren. Nimm wieder die Schweiz als Beispiel; dort führen die konträren Sympathien der wälschen und der deutschen Schweizer zu recht unerfreulichen Spannungen, aber die Neutralität gegen aussen wird bewahrt wie ein rocher de bronce; dem Schweizer fällt seine Neutralität zusammen mit seiner staatlichen Unabhängigkeit, und darum ist sie ihm etwas heiliges, für das er mit der selben Hingabe sein Blut verspritzen würde wie gegen einen direkten Annektionsversuch.

Wenn ich nehme, wie man Holland und die skandinavischen Reiche behandelt hat, kann ich eigentlich nicht sagen, dass in diesem Kriege die Neutralität der Kleinen als bares Papier dagestanden habe. Auch der ungeheure – echte oder erheuchelte – Entrüstungssturm über unsern belgischen Neutralitätsbruch fällt als Posten auf die andre Seite.

Dass unsre «Widervergeltung» an den englischen Gefangenen das Los unsrer Landsleute in England verbessert habe, davon ist nichts verlautbart. Und selbst wénn, ich fände den Preis zu hoch. Es ist schade, wenn eine Nation ihren sittlichen Standard erniedrigt (Beschlüsse fasst, die ihr bis dahin unwürdig erschienen) einem humanitären Gelegenheitsvorteil zuliebe. Es ist etwas schönes, vornehmer zu sein als die Andern, und das Deutsche Reich wäre mächtig genug, sich diesen ethischen Luxus zu erlauben. Sässe ich in Newbury, alles Strohelend dort würde mir verklärt durch das Bewusstsein: so gemein behandeln wír zuhaus die Fremden nicht!

Da ich von dir ungern missverstanden bin –: deine Bewunderung für die allgemeine Opferwilligkeit teile ich vollkommen; aber das steht für mich auf einem andern Blatt als die Dinge, die mein letzter Brief angedeutet hatte, und kann mit denen nicht kollidieren. Auch ein Weltkrieg kann mein Auge nicht dahin bringen, die Dinge eindimensional zu sehen, – meine Nase, Selbstlob, wenn kollektiv, für einen Wohlgeruch zu halten, – meinen Verstand, dem richtigen Patriotismus das edle Salz der Selbstkritik zu verbieten. Aber ich verlange oder erwarte nicht, dass das profanum vulgus so differenziert sei.

Hier kommen die Ljósvetninga-Blätter zurück! Verzeih, dass die Bleistiftschrift stellenweise gar wacklig ist: ich lag im Bett, weil mich ein Katarrh mit ungewohnter Heftigkeit gepackt hatte – allerdings nur die unedleren Organe angreifend (Nase, Hirn, Blutmasse), während dás edle Organ des Dozenten, die Stimmbänder, leistungsfähig blieb. Wenn ich so diese Sagastellen überschaue, bleiben doch verhältnismässig viele Stellen, wo wir beide nicht ganz sicher zugreifen können. Ich glaube, die lange Njála hat deren nicht entfernt so viele. Offenbar ist die Ueberlieferung der Ljósvetninga schadhaft.

Nun freilich hab ich ja die übrige Saga jetzt nicht durchgesehen, und nimm mirs nicht übel, ich halts für möglich, dass du ausserdem noch Schnitzer gemacht hast. Wenn der Druck bis Ostern aufgeschoben wird, bitte ich dich, mir Anfang März das ganze Manuskript zu schicken. Vorher hätt ich nicht genug freie Zeit dafür.

Dies möcht ich dir noch anbefehlen: frage dich doch immer, ob ein nicht humanistisch gebildeter Deutscher den betr. Ausdruck brauchen würde. Wenn nein, dann taugt er nicht in eine Saga.

Ferner: die «bewegten» Wortstellungen der aisl. Prosa können und müssen wir oft auf Umwegen nachbilden. Ein Hauptbeispiel: gradezu abscheulich ist es für mich, wenn Manche, sogar ein Meissner, die vorangestellten «eigi» direkt nachbilden: «Nicht habe ich dies von dir erwartet»; «nicht zahlte er dem Jarl die Steuer». Wir erreichen auf Deutsch ähnliche Wirkung, wenn wir ein anderes Satzglied an die Spitze tun: «Von dir hab ich das nicht erwartet; die Steuer zahlte er dem Jarl nicht». Und so sehr oft; ich fand bei der Njála diese Beobachtung ausgiebig.

Endlich noch: deine Verdeutschung gewönne, wenn du ein wenig auf die Silbenzahl achtetest, dich bestrebtest, die des Urtextes nicht mehr als nötig zu überschreiten, und unter zwei gleichpassablen Ausdrücken dén wähltest, der der Silbenzahl des Originals näher liegt. Ob du nicht auch die Beobachtung machen wirst, dass viele Stellen ein ganz andres Gesicht bekommen, wenn man auf diese akustische Seite achtet? Die Njála hab ich von vorn bis hinten mit abzählenden Fingern übersetzt; die Finger der linken Hand waren sozusagen mein Hauptorgan bei der Verdeutschung. Freilich – ich möcht nicht gern für jede Silbe einen Taler zahlen, die bei mir mehr ist als im Urtext!

Was du über das NL schriebst, hab ich mir durch den Kopf gehn lassen. Aber ich kann nicht finden, dass der Aufbau von Teil I eine Sphinx ist an künstlerischer Entwickeltheit. Im grossen ist es doch die simple biographische Linie (von den Künsten der Ilias oder gar Odyssee keine Ahnung); dass der Kriemhildentraum vorangestellt ist, das ist ein harmloses gutes altes Hausmittelchen. Höher respektiere ich, dass die Jung Sigfrid-Sagen dem Hagen als Rückblick in den Mund gelegt sind (dieser von den Lachmannianern so wild befehdete Kunstgriff). Aber auch dies erklärt sich guten Teils als Konservatismus: der Grundriss der Brünhildsage war seit Urzeiten gegeben und wurde nun auch beibehalten im breiten Epos. Dann Sigfrids unklares Auftreten in Worms, die unproportionierte Breite des Sachsenkriegs und v. a. der Fahrt ins Nibelungenland; die unklare Verwendung des Eigenmannmotivs (mag man nun sagengeschichtlich so oder so drüber denken) – dies und mehreres andre haften doch dem Aufbau von Teil I als schwere Mängel an.

In deiner Schätzung des 1. Hauptteils hast du ausser v. d. Leyen noch – Goethen auf deiner Seite. Er schreibt in den Aphorismen zu Simrocks Nibelungenübersetzung (a. 1827): «Die beiden Teile unterscheiden sich von einander. Der erste hat mehr Prunk. Der zweite mehr Kraft. Doch sind sie beide in Gehalt und Form einander völlig wert.» (Dies hat Roethe wohlweislich nicht zitiert am Anfang seiner Nibelungias!)

Mein Akademievortrag über die Heldenrollen der NN[1] ist so weit erstarkt an Umfang und Inhalt, dass ich ihn den Sitzungsberichten überantworten will. Einiges neue steht drin, ob es auch etwas taugt, musst vor andern du entscheiden. Besser als die vielgelobte Schrift von Wilmanns ists hoffentlich: «dazu brauchts auch nicht viel», höre ich dich murmeln!

Ausserdem sollte der Mensch noch ein Aufsätzlein liefern für eine Rödigerfestschrift! Verkauft hab ich mich aber nicht.

Lebwohl und grüss Olgam! Ich bin heilsfroh, dass ich meinen teuflischen Fieberzustand nur so mit Aspirin und gewissen Pastillen gebodigt habe; ich spüre die angenehme Genesungsstimmung.

Treulich

And.

[1] Vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 234.

117.

Berlin 20. Dez. 1914

Lieber Ranisch, heute musste man einmal wieder praktisches Christentum üben. Eine Livländerin, Gesangslehrerin etwa von unsern Jahren, hielt einen Vortrag über Sievers-Rutz, und ich hatte ihr mein Kommen zugesagt, obwohl ich ihr in einem langen Gespräch dargelegt hatte, dass ich nichts von den Dingen glaube. Ich war also mit unter den 7 (!) Hörern in dem Saale von 300 Plätzen. Vergleiche damit den Karton, den ich den Drucksachen beilege. Die Diskussion kam in reichem Masse zustande: Wolf, der Privatdozent für Musik, ein mir unbekannter Konzertsänger und der Theologe Reinhold Seeberg erhoben, neben mir, ihre Bedenken. Ein weiterer Ungenannter trug den hübschen Witz zu der Debatte bei: er fragte erst, ob bei einem Orchesterstück nur der Dirigent oder alle Spieler bis auf die Pauke die richtige Rumpfhaltung haben müssten, und als die Frage im zweiten Sinne beantwortet war, fügte er bei: Und bei einem Orgelstück, muss da nur der Spieler oder auch der Bälgetreter die Rumpfmuskeln richtig stellen? – Im übrigen waren wir aber galant gegen die Dame; dass sie uns nicht überzeugte, musste sie freilich merken. Mir hat sich der Eindruck befestigt, dass diese ganze «Lehre» eine krankhafte Erscheinung ist, zu vergleichen mit dem Fanatismus der Geisselfahrer,[1] der Haugianer[2] und ähnlicher Leute.

An Missverständnissen zwischen unsern Briefen bemerkte ich dieses: wenn mein elendes Gedächtnis mich nicht täuscht, hatte ich eigens betont, es sei nicht die Haltung der Presse, sondern der Feineren, der persönlich Bekannten, was mir da und dort ein Gefühl von Vereinsamung beibringe, – während du zweimal erwidertest, dich fechte das Bramarbasieren der Presse nicht weiter an. Aber das ist ja ein über die Massen harmloser Fall, und ich erwähne ihn nur, damit du nicht etwa glaubst, ich behielte irgend etwas nennenswerteres im Geheimfach meiner Seele! – Für dieses Sichnichtverstehn mit den Feineren noch ein zufälliges Beispiel aus den allerletzten Tagen. Ich gehe mit Kollegen

Hintze, dem Historiker, auf der Strasse. Klar, dass man über die Zeitläufe redet; für mich ebensoklar, dass ich mit ihm, dem «echt preussischen Manne», nicht jedes erste beste Thema anschneide. Ich brachte also das Gespräch auf ein amerikanisches Manifest, in dessen Verurteilung ich mit Hintzen einig gehn konnte, das mir aber als Dokument amerikanischen Empfindens lehrreich erschien. Bald jedoch stiess Hintze nur noch gereizte Schmähworte wie «Heuchelei – albern, nichts weiter!» zwischen den Zähnen hervor, so dass ich nach 5 Minuten mit einem «So gánz einfach erscheint es mir nicht» das Thema verliess. Feine Psychologen, im Sinne von Menschenkennern und -beobachtern, sind wir Deutschen wohl nie gewesen. Sind wir zu fromm, zu spekulativ und zu lyrisch dafür? Ich weiss es nicht. Aber soviel scheint mir klar, dass unsre Menschenbeobachtung, unsre Fähigkeit, sich in fremdes Denken einzufühlen, in dieser kriegerischen Zeit sehr zurückgeht. Von den Tapfern im Schützengraben erwartet man diese Künste nicht; dass auch die Heimhocker sich so völlig dieser Denkformen entschlagen, ist doch wohl keine Sache, die unbedingt notwendig mit Vaterlandsliebe verbunden ist.

Ich will Mittwoch nach Basel fahren, um mich der Sippe zu opfern. Vorher suche ich noch für die Rödigerfestschrift ein Aufsätzchen von äusserster Harmlosigkeit zu machen; ich will das, was ich für Sprichwörter halte, aus den Havamal zusammenstellen. Das Problem vertrüge eine weiter ausholende Behandlung; aber zu solcher käme ich wohl nicht so bald; híer soll man sich innert zehn Seiten halten. Als volkskundlich kann der Gegenstand zur Not gelten.[3]

Etwas weniger Erfreuliches schneite ungeahnt in mein Tagewerk herein. Roethe ist an das Ziel seiner Sehnsucht gekommen: er durfte in die Uniform fahren und sich dem – Transportdienst am Anhalter Bahnhof widmen! Die Kollegs, die musste er nun fahren lassen, also – das grosse Kolleg legt er auf die kräftigen Schultern Schneiders, der ihm aus der Hand frisst, und sein Seminar auf die schwächeren Schultern Heuslers, der ihm ebenfalls aus der Hand frisst. Neidhart, das erklärte ich gleich, könne ich nicht mit reifen Semestern traktieren – so mitten im Semester, wo ich an dem neuen dreistündigen Kolleg laboriere, da kann ich mich nicht zwischen Suppe und Braten in die umfängliche Neidhartliteratur einarbeiten. Zu Minnesangs Frühling gab ich mich her. Und nun bin ich zu dem genötigt, was mir seit meinen erwachsenen Jahren das Zuwiderste gewesen ist: dergleichen zu tun, als sei und könne ich etwas, was ich nicht in der Gewalt habe. Komödie zu spielen. Denn es ist klar: ich kann mich wohl für die einzelne Stunde so vorbereiten, dass es nach etwas aussieht, aber ich kann nicht mitten in einem arbeitsvollen Semester Kenner werden auf einem Felde, das ich seit 25 Jahren nur séhr nebenbei angenascht habe. Ich fühle recht den Unterschied: ein Stück altisl. Sprache ist mir vertraut – ein Stück Dietmar von Aist sieht mich halbfremd an, ich besitze das wahre Sprachgefühl nicht für diese Zeilen.

Aber für Roethen ists sicherlich eine höchst vergnügliche Abwechslung, und er kann Kindern und Enkeln davon erzählen, dass er auch seinen Mann gestellt hat in dem grossen Völkerringen. Gewiss trägt ers in sein Tagebuch ein unter dem Vermerk: vaterländische Pflichterfüllung. Ich habs ihm ins Gesicht

gesagt: als Dozent sei er unersetzlich, im Transportdienst gebe es doch wohl recht viele Deutsche, die es ebenso gut machten wie er. Und da er froh war, mich ins Netz gelockt zu haben, steckte er das freundlich ein. *Wizze Krist,* unter den Gründen, die mich von Berlin forttreiben, ist Gustav Roethe *non minima pars.* Als Mann von fünfzig Jahren will man allgemach als Persönlichkeit genommen sein, nicht als Büroarbeiter, der an beliebige offene Stellen geschoben wird. Dieser Fall ist ja nicht der einzige. Aber ich büsse dafür, dass ich seinerzeit die Akademie annahm. Damit hab ich meine unsterbliche Seele verkauft; an den Nachgeburten dieser feigen Tat hab ich dauernd zu würgen. Es ist merkwürdig, wíe wenig Sinn Roethe hat für die Verwendbarkeit und die subjektiven Rechte des Individuums! Es steckt wirklich etwas vom Unteroffizier in ihm.

Um die aufsteigende Bitterkeit gegen ihn zu mildern, ging ich vor 8 Tagen in seinen Vortrag im Auditorium maximum über «deutsche Helden». Aber die Wirkung war nicht die erhoffte. Die Rede machte mir, als menschliches Dokument im ganzen genommen, einen herabstimmenden Eindruck. Die erste Hälfte galt den Helden der altgerm. Dichtung. Da musst ich mich wundern, wie schief der Blick ist, den Roethe auf diese Welt hat. Unterstreicht er da Dinge wie den Feueratem Dietrichs und die übermenschliche Leibesgrösse Sigurds (Völsungas.) und dass sich die Helden in der Wut die Haare ausreissen u. dgl. m.; ausserdem bringt er fälschend politische Beleuchtungen hinein – und das Zentrale und Grosse, die leidenschaftlichen Konflikte, die seelischen Probleme, davon kein Wort! – Besser wurde die zweite Hälfte, die in buntester Reihe Luther und Faust, Friedrich d. Gr., Stein und Blücher, Bismarck und Hindenburg mit einigen Schlagwörtern beregnete. Aber auch da machte die Mischung von sittlichem Pathos und genrehaften Spässchen, von séhr volkstümlichem Ton und professoralem Notizenkram einen unharmonischen Eindruck.

Seltsam gings mir auch mit seiner Nibelungias. Als ich sie vor ca. 6 Wochen wieder genauer vornahm, fragte ich mich erstaunt: wie war es möglich, dass mir diese Blätter noch vor 5 Jahren einen so tiefen Eindruck machten? dass ich so und so oft zu Bekannten sagte: Roethe hat in seinem Berliner Jahrzehnt nur einen Aufsatz geschrieben, aber einen Löwen – ? Jetzt fiel mir am meisten auf der falsche Blick auf diese Poesie; wie er fortwährend ganz junge Dinge, äusserste Ornamente, für alt und konstitutiv hält usw. Ich bin mir ja bewusst, dass alles, was ich nicht machen könnte, mir unverhältnismässig imponiert; und so hat mir an Roethen immer seine Saftigkeit imponiert, sein kühner, feuriger Wurf, der nichts vom Homunculus hat. Aber dass ich mich só blenden liess, das gibt mir doch zu denken und warnt mich neuerlich, auf meine ersten Eindrücke etwas zu geben.

Du verstehst, dass nun, wo meine Bewunderung vor Roethe als Gelehrtem einschrumpft, meine Duldsamkeit gegen jene anderen Unarten (oder was ích so empfinde) auch bedroht ist. Es ist doch auch einfach abnorm, wíe wenig Austausch und Berührung wir beide in unserm Fach haben, da wir doch auf mehr als éinem Felde uns nahe treffen sollten. Also, um neuere Beispiele zu nennen: als ich ihm im Sommer meine Njála[4] schickte, drückte er mir nur mit

einem halb verlegenen Dankeswort die Hand. Mag sein, dass er dieses Popularisieren missbilligt; gut, dann könnte er das ja sagen! ich bin doch nicht só! Dann diesen Donnerstag, als ich in der Akademie den Vortrag über die Nibelungen[5] gehalten hatte: der volkstümliche Gegenstand bewog manchen Senex, mir nachher ein paar muntere Worte drüber zu sagen. Von Roethen keine Silbe – obwohl wir nachher eine Zeit lang in Betrachtung eines Pastells neben einander standen. Versteht sich, dass ich kein Lob wollte: er hätte mir ja sagen können: nun, Sie haben aber allerlei ins Blaue behauptet, oder irgend etwas; jede Kritik wäre ja erfreuende Kollegialität gewesen. Nein, mein Ranisch, díese Art von Wissenschaftsbetrieb, wie sie Roethe mustergültig vertritt, die ist nicht nach meinem Herzen. Hinaus aus dieser Sache! – wenn es mir nach diesen Kriegsläufen meine Mittel noch erlauben.

Aber da gebe ich, weissgott, Beiträge zur Lebensgeschichte Roethens, und für einen Brief gäbs doch anderes zu besprechen!

Viel hätt ich auf dem Herzen zu dem, was du über die Behandlung des NL schriebst; ich meine, das Ergründen der Charaktere, das Abwägen ihrer Folgerichtigkeit usw. Das ist ein Punkt, wo ich schon lange einen angeborenen Defekt an mir beobachte, oder einen seit Jugendzeit anerzogenen: vielleicht hatt ich auf dem Gymnasium keinen Lehrer, der diese paraphrasierende Methode eindrucksvoll handhabte, und daher hat sich nie der Trieb in mir entwickelt, Dichtungen auf diese Art zu behandeln. Vielleicht lern ichs noch, wenn ich einmal in grösserer Ruhe über den Dingen sitze. Wie es ungefähr zu machen wäre, sehe oder ahne ich ja. Dir liegt diese Technik sehr gut; nimm als Beispiel nur deine Einleitung zu den Bjarkamál in den EM. Woher hast dus eigentlich? Oder war es dir immer selbstverständlich? Wie ich mich gern um diese Aufgabe drücke, kannst du z. B. auch aus meiner Njálaeinleitung sehen. Auch in meinem Nibelungenkolleg wird es wenig dazu kommen, schon weil ich die Abschnitte über die Hss. viel zu breit gegeben habe: ich will froh sein, wenn ich das eigentlich Sagengeschichtliche noch einigermassen vollständig zwinge. Jetzt stehe ich erst bei «Alter u. Heimat»!

Ueber die Geldwährung kann ich heute unmöglich «handeln»: es ist mir immer eine vertrackte Sache gewesen, und ich hatte arge Vorträge von Bj.M. Ólsen hier auf meiner Bude über mich ergehn zu lassen: er setzte alles ein, mich von Valtýr abzubringen.[6] Aber besitzest du nicht Pauls Grundriss? Dort steht ja alles klipp und klar, d. h. Valtýrisch[7] – aber in solchen Materien darf man nicht allzu eigenwillig grübeln, sondern muss sich frisch, frei und fromm einem Meister anvertrauen! Man mass 1) nach Ellen Fries; 2) nach Friesunzen *(lǫgaurar);* eine solche Unze war in der Sagazeit = 6 Ellen; 3) nach Silberunzen: eine solche Unze war in der guten Zeit (wo deine Sagas spielen) = acht Friesunzen. Ergo 1 *eyrir silfrs* = 48 Ellen. Ein «hundrað silfrs» = 120 × 48 Ellen Fries = ca. 4800 Kronen dän. nach dem Kaufwert. Kannst du danach nicht deine Summen ausrechnen? Allerdings, manchmal muss man, um nicht zu märchenhafte Summen zu erhalten, *lǫgaurar* annehmen statt Silberunzen. Da heisst es eben von Fall zu Fall nach vernünftiger Schätzung auswählen!

Zum NL noch dies! Hennings Widergabe von Müllenhoffs Chronologie war mir bekannt, sie weicht aber so erheblich ab von dem, was das Burgsche Heft[8]

andeutet, und zwar *in malam partem,* dass ich an dieser Stelle auf Henning nicht hinweisen wollte: an anderen hab ich ihn ehrenhaft erwähnt, denn es steht manches drin, was in der Linie meiner Betrachtungen liegt. Es wäre für ihre Zeit eine vortreffliche Arbeit geworden, wenn nicht die unselige Liedertheorie alles in ihre Bande schlüge. – Von dem Schlussteil des Schererschen Kollegs, worin er die ersten Lieder im Sinne Müllenhoffs zergliederte, hab ich ein gut Stück noch gehört und in meinem Heft stehn. Ich erinnere mich freilich, dass mir schon damals dieser Teil am wenigsten gefiel. Vielleicht aber hängt dies mit dem vorhin erwähnten Mangel an meiner literarischen Konstitution zusammen.

Ich muss schliessen! Euch beiden lieben Freunden wünsche ich recht schöne Festtage! Was wisst ihr eigentlich von Olgas Verwandten? Du hast nie davon geschrieben. Möge es bis zu Neujahr noch ein Stück vorangehn!

Andreas

1 Flagellanten: die schwärmerisch-selbstkasteiende Laienbewegung des Mittelalters.
2 Die von dem Norweger Hans Nielsen Haugen (1771 – 1824) ausgegangene religiöse Erweckungsbewegung.
3 Vgl. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 246.
4 S. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 237.
5 S. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 234.
6 Vgl. Brief Nr. 86.
7 Vgl. Pauls *Grundriß* ²III, 473 ff.
8 Fritz Burg besaß ein Kollegheft von Müllenhoff, aus dem sich Heusler auf Vermittlung Ranischs vermutlich in den 1880er Jahren Auszüge machen konnte.

118.

Berlin 7. März 1915

Lieber Freund, heute hätte ich an dich geschrieben auch ohne das sehr erwünschte Eintreffen deines Briefes. Der zeigt mir, dass du trotz allen Schwierigkeiten die Stimmung oben hältst. Von mir kann ich vorläufig das gleiche sagen; die Aussicht auf die sieben Ferienwochen und das Bewusstsein, ein ungewöhnlich scharfes Semester überwunden zu haben, belebt mich.

Mit der stärksten Spannung schaut man jetzt auf die Dardanellen. Es wäre doch eine böse Sache, wenn Konstantinopel fiele, obgleich es ja den grossen Krieg nicht entschiede. Noch trauriger wäre, wenn man die Stadt beschösse und dabei das Wunderwerk der Hagia Sophia zerstörte; die ist ein Unicum ganz anders als die Rheimser Kathedrale. Man kann sich kaum vorstellen, dass türkische Befestigungen – mögen wir Deutsche auch mit geholfen haben und mithelfen – auf die Dauer dem Eisenregen von 60 feindlichen Panzern widerstehn sollen! Schon im letzten Balkankrieg war ich entschiedener Parteigänger der Türken, wie viel mehr jetzt, wo sie diesen schönen und poetischen Dschihad angezettelt haben!

Amerikas Stellung ist in der Tat merkwürdig, um kein Schimpfwort zu brauchen. Soeben las ich einen entrüsteten Artikel unsres Eduard Meyer gegen